Die Bettler-Oper,

Ein Lebensbild

aus der Dichter- und Musikerwelt der Zeit Georg I.

von

Elise Polko.

Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1864.

Die Bettler-Oper.

Die Bettler-Oper.

Ein Lebensbild
aus der Dichter- und Musikerwelt der Zeit Georg I.

von

Elise Polko.

Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1864.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Frau Livia Frege

geb. Gerhard

zu Leipzig

in Erinnerung schöner Musikzeiten

gewidmet.

Capitel I.

Eine Genossenschaft.

Motto:

Ein Etwas, das noch in den Sternen schwebt,
Wird von den Lustbarkeiten dieser Nacht
Den Lauf beginnen. — —

Shakespeare's Romeo und Julia.

Im zehnten Jahre der Regierung Georgs des Ersten, Churfürsten von Hannover, Anno 1724, hielt der Monat November einen ungewöhnlich feierlichen Einzug in Old-England und die Riesenstadt London. — Es hatte Tag für Tag wild und unaufhörlich gestürmt und geschneit, und so lag nun endlich, als der Wind aufgehört, die Häusermasse der City und die angrenzenden Stadttheile, die damals kaum die Hälfte jener Ausdehnung erreicht haben mochten, die wir heute anstaunen, unter einer schweren Schneedecke wie in Todesschlaf versunken.

Riesige und gespenstische Wächter waren zu Hütern dieser ungeheuern Leiche aufgestellt: Der Coloß von St. Paul, Guildhall, das ernste Rathhaus, das melancholische Temple Bar, die Thürme von Westminster und St. Savior, das Königsschloß St. James, der düstere Tower, und das todtestraurige Whitehall, jener Steinsarg des unglücklichen zweiten Karl.

Es war ein Sonnabend und Mitternacht eben vorüber. Die Glocken von St. Mary le Bow, in deren Klangbereich geboren zu sein, den Ehrentitel eines „Cockney" einbringt, träumten schon vom Sonntagsgeläut, das in die dunkeln Wohnungen der Müden und Belasteten jenen süßen Ruf: „ruhe!" tragen sollte. In dem sogenannten Ostende von London durchwogte aber noch ein reges Leben die St. Johns Street und den anstoßenden St. Johns Road. Dort stand das berühmte Theater Saddlers Wells und in seiner Nähe zeigten allerlei verlockende Aushängeschilder den Weg zu den verschiedenen Tavernen höheren und niederen Ranges.

Einzelne scharfe Windstöße wirbelten kleine Eisstücke umher und fegten die Gassen; wer ein Obdach kannte, der eilte es zu erreichen und flüchtete sich vor dem Tode des Erstarrens, gleichviel wohin. Die hellen Fenster zogen unwiderstehlich an, der Hunger und das Elend berauschten sich, an die flimmernden Scheiben gedrückt, schon am warmen Lichtschein allein, und vergaßen so auf Augenblicke alles Leid, um sich in Träume von Wohlleben und Glück zu versenken.

Die bekannteste Schenke und zugleich die hübscheste und größte dieser Gegend, war ohne Frage die Beswik-Schenke, nach ihrem Wirth so benannt, die sogar von den vornehmsten Männern Londons besucht wurde und deren Getränke und Speisen des besten Rufes genossen. — Eben dort hatte sich auch heute jene wunderlich zusammengewürfelte Gesellschaft von Männern eingefunden, die allwöchentlich eine Nacht hier miteinander hinzubringen pflegte.

Sie hatte sich selbst den Namen „the devils

dozen" *) gegeben, da sie aus 13 Mitgliedern bestand und diese Zahl als dem Bösen mit allem Fug und Recht zugehörig betrachtet wurde. Jedes Mitglied erschien, den Statuten gemäß, an solchem Abend in den schlechtesten Kleidern und ohne die damals übliche Perrücke. Dasselbe mußte denn auch, bei seiner Aufnahme, dem Gründer der Gesellschaft, Lord Chesterfield, den Schwur ablegen, am Montag jeder Woche vom Morgen 8 Uhr bis zum Dienstag Morgen um dieselbe Stunde, in eben diesem Aufzuge sich unter dem Volk umherzutreiben, um „Erfahrungen" zu sammeln. — Wer zu diesen angegebenen Stunden in anderer Tracht gesehen wurde, oder sich nicht regelmäßig an den Versammlungsabenden in der Beswik-Schenke einfand, mußte sich eine, von den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft zu bestimmende Strafe gefallen lassen. Es hatte aber diese Bestimmung, sowie dies Zusammensein überhaupt für die Meisten einen so

*) Teufels-Dutzend.

hohen Reiz, daß in sehr seltenen Fällen ein Gericht über einen Abwesenden oder sonst Straffälligen gehalten zu werden brauchte. Heute waren jedoch nur zwölf Sessel am Tische besetzt, vor dem dreizehnten, am unteren Ende der Tafel, stand ein umgestürzter Krug, und eine rothe Schleife hatte man an seinem Henkel befestigt, ein Zeichen, daß der Abwesende in hohem Grade sich gegen die bestehenden Gesetze vergangen.

„John Gay fehlt zum sechsten Mal — die schwerste Strafe ist also über ihn zu verhängen, die rothe Schleife leuchtet, wehe ihm!“ rief jetzt der Jüngste des Kreises, der Herzog von Belton, seinem Gegenüber zu.

„Habt Ihr ihn wirklich an all unsern Montagen und Dienstagen in gewohnter Zierlichkeit im Wagen der Herzogin von Queensbury gesehen, William Hogarth?“

Der Fragende hatte den Kopf auf eine weiße aristokratische Hand gestützt, der zerrissene Aermel träufelte von Wein. Man hatte eben die

Gesundheit der schönen Sängerin Cuzzoni getrunken und dabei viel des edlen Rebensaftes vergossen.

„Ich fürchte“, lautete die Antwort, „daß selbst die Strafe unserer strengen Gesetze ihn nicht aus den Armen seiner neuen Armida reißen wird. Gönnt ihm sein Glück! Wäre ich an seiner Stelle und dürfte in dem Boudoir einer Herzogin auf einem Sammettabouret zu ihren Füßen sitzen, mich von zarten Händen speisen lassen mit Nektar und Ambrosia, wahrlich ich trüge auch, genau so wie der Dichter John Gay, kein Verlangen nach den Lumpen der devils dozen und dem schlechten Wein und den harten Hammelrippen der Beswik-Schenke.“

Der Wirth selbst, eine stattliche Gestalt mit einem hübschen und klugen Gesicht, füllte eben von neuem den schon oft gefüllten Krug des Sprechers. „Nun, mein schlechter Wein mundet Euch doch noch immer, Meister Hogarth“, scherzte er, „denn Ihr hört nicht auf, nach mir zu rufen,

Keiner von Allen ist so ungeduldig als eben Ihr. Das muß mein Trost sein bei Euren losen Reden. Und wenn die Hammelrippen, die Ihr heut bei mir verspeistet, Euch vielleicht ein wenig drücken sollten am andern Tage, so nimmt mich das kein Wunder, aber ich bin unschuldig daran. Ihr habt vor einer Weile, wahrscheinlich aus Zerstreuung, bereits die zehnte verzehrt."

Die Tafelrunde lachte.

„Recht so, braver Beswik, laßt's Euch nicht kümmern, was er sagt! Für William Hogarth hat der Herrgott selber noch nichts recht gemacht, das sieht man auf seinen boshaften Bildern. Verspottet er also Ihn sogar, nun so müßt Ihr's Euch wohl auch gefallen lassen."

Der diese Worte sprach, war der Gründer der Gesellschaft der devils dozen, der geistreiche Lord Chesterfield, damals ein Mann von dreißig Jahren. Feurige Augen, eine bedeutende Stirn, dunkles Haar und ein feines, aber scharf geschnittenes Profil machten sein Gesicht auffallend. Sein

Talent zu reden war bewunderungswürdig. Um den Mund zuckte fast beständig ein Zug von Spott. Seine Gestalt war elegant und seine Haltung und Bewegungen die eines vornehmen Mannes.

„Ich gönnte dem kecken Zeichner und unvorsichtigen Witzling da drüben eher eine Strafe, als dem armen Dichter. Habt doch Mitleid mit John Gay und freut Euch, daß seine Wunden heilen. Als die schönste der Schauspielerinnen, Anna Olfield, noch lebte, würde er nie Ritter unseres Bundes geworden sein."

Es war ein älterer Mann, der so geredet hatte, Sir Richard Steele, der geistvolle Essayist und Schriftsteller, dessen reizendes Lustspiel: „The concious lover" eben ganz London in Entzücken versetzte.

„Ereifert Euch nicht", rief der liebenswürdige Schauspieler Thomas Sheridan herüber, „ich glaube, Keiner ist unter uns, der ihn nicht lieber zu den Füßen der edlen Kitty Queensbury sähe, als in den schmachvollen Fesseln der verschwende=

rischen Königin von Saddlers Wells. Die Olfield hat ihn betrogen und seiner gespottet, vor seinen Augen fast einen Andern geküßt, und daß er trotzdem noch vor ihr kniete bis zu ihrem letzten Hauch, mag er selber verantworten. Ich hätt's nimmer vermocht! Aber man sagt, die Dichter liebten in anderer Weise, als wir gewöhnlichen Staubgeborenen. Ihr müßt das ja auch wissen, Henry Carrey."

Der Angeredete, ein junger bleicher Mann, mit dunklen wilden Augen und den schönsten blonden Locken, sagte leichthin: „Wir lieben um zu leben — — und Ihr lebt um — gelegentlich zu lieben — ich denke, das ist der ganze Unterschied!"

„Eure Collegin hat viel der sogenannten Liebe genossen und viel Glück und Ehren obendrein, die tugendhaftesten Frauen beneiden sie sicher im Stillen", nahm hier ein auffallend häßlicher Mann das Wort, der junge Lord Hervey. „Erinnert Euch der Pracht bei ihrem Leichenbegängniß! Sechs Lords

trugen die Zipfel ihres Bahrtuchs, ein ungeheures Gefolge begleitete ihren Sarg und der Bischof von Westminster selbst hielt die Grabrede. Dem König soll es an diesem Trauertage genau wie dem Stiefvater des Hamlet ergangen sein, als er rief: beugt euch, ihr starren Knie! Sein Kammerdiener hat ihn weinend und betend am Boden liegen gefunden, während die Glocken läuteten. — Und John Gay war nur geschickt genug, vor dem Wagen der Herzogin von Queensbury in Ohnmacht zu fallen, als er vom Begräbniß heimwankte. Die schöne Mitleidige ließ ihn natürlich in den Wagen heben und fuhr mit ihm zum Herzog. Er hat stundenlang bewußtlos dort gelegen, wie man sagt. Die reizende Kitty erbte diese Vorliebe für die Dichter von ihrer Mutter und Schwester. Denkt an Dryden und Prior!"

„Ob sie uns wohl auch aufgenommen, Freund Pope, wir haben doch auch einiges Recht auf den Titel Dichter, mein' ich." — Eine Pause entstand nach dieser Frage. — Der berühmteste und gefürch-

tetste Mann der Versammlung hatte gesprochen, seit einigen Wochen Gast der devils dozen, es war der Dechant Swift aus Dublin. Sein abschreckendes Gesicht verschwand fast ganz unter der ungeheuren Perrücke, die er trug; er war der einzige gut gekleidete Mann im Kreise. Am Kamin sitzend, mit übereinandergeschlagenen Beinen und vorgebeugter Haltung, spielte er mit der Feuerzange. Der zuckende Feuerschein verlieh seinen Zügen einen noch unheimlicheren Ausdruck. Mit dem Lächeln eines Satyrs schaute er um sich. — Er hielt sich eben für unbestimmte Zeit in London auf, angeblich um seine von den vielen Berufsgeschäften erschütterte Gesundheit zu stärken. Die Fama aber, jenes räthselhafte Etwas, das vor dem Menschen herfliegt wie ein giftiger Lufthauch, alles durchdringend was er berührt, hatte auch hier schon auf die Ankunft dieses Mannes vorbereitet, und die Atmosphäre verwandelt. Man empfing den Berühmten mit Mißtrauen, man flüsterte sich in die Ohren, daß Gewissensbisse ihn

hergetrieben, daß zwei Frauenherzen die Opfer seines kalten Egoismus geworden. — Die arme Esther Vanhomright, seine leidenschaftliche Freundin, war plötzlich gestorben, und unmittelbar nach ihrem Tode hatte auch Swifts geduldige eheliche Gefährtin und Sklavin, Esther Johnston, ihn verlassen und mit der Erklärung, nie wieder zu ihm zurückkehren zu wollen, sich nach England begeben. „Er ist gekommen, sie zu suchen und durch die Gewalt seiner Rede sie zu bewegen, wieder in die alte Sklaverei zurückzukehren", erzählten sich die Leute. — Lord Chesterfield war es, der sich des Vereinsamten angenommen und ihn sogar in die Gesellschaft seiner Freunde eingeführt hatte, woselbst sich Niemand, als der Herzog von Belton, seiner einstweiligen Aufnahme widersetzte. Er war jedoch bei diesem Versuch, gegen den Gefeierten aufzutreten, als der Jüngste des Kreises, gar bald überstimmt und zu der Erklärung gezwungen worden, ferner keinerlei Einwendungen mehr erheben zu wollen. — Sein Benehmen gegen den Gast

trug und behielt jedoch trotzdem eine fast feindselige Färbung. Niemals redete er mit ihm, und jede etwa an ihn direct gerichtete Frage schien er absichtlich überhören zu wollen. Auf die verwunderten Bemerkungen der Andern in Betreff dieses auffallenden Wesens gab er ausweichende Antworten, und behauptete nur, eine unüberwindliche Antipathie gegen das Gesicht Swifts zu empfinden. Und da William Belton eben als halber Sonderling unter seinen Freunden bekannt und das Gesicht des berühmten Mannes auch in der That völlig geeignet war, die lebhafteste Abneigung einzuflößen, so gab man sich mit dieser Erklärung zufrieden und versuchte nicht mehr, auf ihn einzuwirken. — So war denn der Dechant von St. Patrik mit seinem Geist und Witz ein zwar blendendes, aber doch immerhin mehr gefürchtetes als beliebtes Mitglied jenes kleinen Kreises geworden, der sich in der Beswik-Schenke an jedem Montag zusammenfand. Der Schleier des Geheimnißvollen umgab seine Gestalt, Niemand wagte dessen Falten

zu berühren, noch den Vorhang zu lüften, der jene Haustragödie in Dublin vor allen Augen verbarg; aber Jeder ahnete, daß es etwas Schauerliches sein müsse, was er verhülle, Alle redeten von einem ungeheuren Frevel, den der Egoismus eines Mannes an den Herzen zweier Frauen begangen; den eigentlichen Zusammenhang jedoch vermochte Keiner darzustellen.

Mit einer Art von Scheu blickten ihn auch jetzt, als er eben gesprochen, die Mitglieder der Tafelrunde an, und nur der junge und gefeierte Verfasser des vielbewunderten Gedichts „Der Lockenraub“, der Satyriker Pope, mit der gebrechlichen Gestalt, den unschönen Zügen und leuchtenden Augen, warf die Lippen auf und erwiderte: „Die Frauen hüten sich vor Unseresgleichen, theurer Freund! Sie fühlen, daß wir Häßlichen nicht zum Scherz, sondern im bittern Ernst auf Tod und Leben geliebt sein wollen.“

„Aber, habt Ihr schon eine Strafe ersonnen für den glücklichen Gay und zugleich ein Rettungs-

mittel für seine Seele, Chesterfield?" rief Hervey.

„Seine Seele ist wohl geborgen bei einer Frau wie Kitty Queensbury", antwortete Chesterfield mit einem eigenthümlichen Zucken der Augenbrauen — „aber eine Strafe, daß er uns vernachlässigt und in den Kleidern eines Gentleman gesehen worden an unsern Tagen, muß ihm werden und eine empfindliche obendrein. Ich denke, wir verurtheilen ihn zu einer mehrwöchentlichen Verbannung aus den Wohnungen der Reichen und zu einer tüchtigen Arbeit. — Ihr wißt, John Gay hat zwei Fehler, die ihm in unserm Kreise noch manchen Schaden bringen werden: er kann keine zerrissene und beschmutzte Kleider tragen und keine Arbeit in einer bestimmten Frist vollenden. Fassen wir diese Eigenschaften nun zunächst ins Auge. Wir können ihn, dünkt mich, nicht empfindlicher strafen, als wenn wir ihn verurtheilen, täglich einige Stunden im Tower Hamlet zu

wohnen und dort auch abzuarbeiten, was wir ihm aufzugeben für gut befinden werden!"

„Die Strafen der devils dozen sind streng — — aber stets weise —" lachte der Herzog von Belton. „So laßt ihn in solcher Verbannung, in zerrissenem Rocke und niedergetretenen Schuhen eine Ode auf die Cyprische Göttin schreiben!" — „Oder ein Heldengedicht auf sich selbst!" meinte der junge Dichter Thomson, ein Schützling Chesterfields.

„Oder ein Trauerspiel!" rief der junge Dichter Richard Savage, mit den schönsten Händen, die je aus beschmutzten Aermeln hervorsahen. „Besser ein Lustspiel, wir wollen lieber lachen", sagte der heitere und elegante William Bogie, Doctor der Musik, und drückte das Barett mit der zerzausten Feder fester in die Stirn.

„Laßt ihn einmal einen ordentlichen Operntext zusammenreimen", tönte jetzt die klangvolle Stimme eines Mannes, der bis dahin geschwiegen. „Gay hat eine musikalische Seele. Die Musik

berauscht ihn. Aber ein frisches Stück aus dem Leben des Tower Hamlet oder Bank-side muß er schreiben, keine Prinzessinnen und Herzoginnen dürfen darin vorkommen, damit unsere armen Sängerinnen endlich einmal nicht in Schleppkleidern einherzurauschen brauchen."

Charles Mordaunt hatte gesprochen, der Freund Swifts und Pope's, der spanische Held, von dem man wußte, daß er, in unbefriedigter Ehe lebend, sein edles Herz und Dasein der liebenswürdigsten Sängerin Anastasia Robinson zu Füßen gelegt, die sich seit einem Jahr von der Bühne zurückgezogen.

„Das ist ein glänzender Einfall!" rief Bogie erregt. „Einen englischen Operntext soll er schreiben — und ich will ihn componiren! Die Wirthschaft mit den Italienern ist nicht mehr zum Aushalten; sie werden gar zu übermüthig. Der deutsche junge Musikmeister Händel würde längst vor Aerger gestorben sein, wenn er nicht ein so königlicher Löwe wäre in seinem Zorn, den sie

Alle fürchten. Ich denke, er wird lieber unsere Oper dirigiren und fiele sie noch so toll aus, als den italienischen Klingklang."

„So soll's sein", entschied Steele, „aber im Volke muß es spielen, den Italienern, die nur Könige und Prinzessinnen singen wollen und unserm hocharistokratischen Dichter zum Trotz, das würde ihm auch die Arbeit erschweren."

„Tiefer, tiefer laßt ihn herabsteigen", schallte Swifts harte Stimme, „in die Gesellschaft der Diebe, Bettler und Mörder womöglich, allein schon zur Strafe, daß er die lustigste und beste Gesellschaft der Welt um eines Weibes willen vergessen." — „Es geschahen schon größere Dinge auf Erden um eines Weibes willen", sagte Chesterfield ernst. — „Ach, laßt doch die Helena und den trojanischen Krieg — laßt doch überhaupt die Frauen — wir haben wichtigere Dinge zu berathen", rief Hogarth dazwischen. — „Schweigt, William — auch über Euch Spötter wird einmal die Liebe kommen", fuhr der Lord fort, „und Eure Augen

auf eine Meile blind machen, damit wir Alle endlich Ruhe haben vor Euren unbarmherzigen Späherblicken!"

„Aber ich kenne die Frauen, und bin ihrer müde, wer darf mich darum schelten? Sie haben mich genug gequält, gefoppt und — gelangweilt, dafür räche ich mich an ihnen durch meine Bilder! Mich wird keine Frau fesseln — ich bin fertig mit den Göttinnen dieser Erde!"

„Euch hat noch keine edle Frau geliebt, armer Will. Wartet darauf und — dann redet von denen, die Ihr jetzt noch nicht kennt!" antwortete Mordaunt.

„Er hat nur Jagd gemacht auf niederes Geflügel; seht doch zu, ob sich ein edles Hochwild nicht eher der Mühe lohnt! Versucht Euch in den Kreisen der Vornehmen ein Plätzchen zu erwerben", sagte ein junger Granville, „und schaut Euch da um!"

„Nie und nimmer", erwiderte Hogarth trotzig. „Ich bin ein Kind des Volks und will nur von einem Kinde des Volkes geliebt sein. Eine wilde

Rose ist mein Begehr — ich hasse die vornehmen Frauen und fliehe sie."

„Aber ich bin doch auch nur ein Kind des Volkes, und welch andere Wege gehen meine Gedanken, denn die Euren!" rief Henry Carrey mit funkelnden Augen. „Nur in der berauschenden Atmosphäre der Vornehmheit, nur im Glanz des Reichthums ist das Leben des Lebens werth, nur weiße duftende Hände lohnt es sich zu küssen, nur die Blumen aus einem wohlgepflegten stolzen Garten mag ich brechen! Für eine einzige gehütete, bewachte Blüthe lasse ich Euch alle wilden Rosen der Welt."

„Solche Blüthen pflegen aber selten in fremdem Boden zu gedeihen, Carrey," sagte Steele. „Denkt doch an den armen Addison, der die Gräfin Warwik heimführte. Welch ein Brautstand voll Demüthigungen und Pein! und dann folgte eine dreijährige Ehe voll Gram und Leid. Denkt an Dryden, der die stolze Elisabeth Howard sich errang, nachdem er seine Geliebte verlassen, die ihm

ihr Alles geopfert. Sie quälten sich gegenseitig zu Tode. Denkt an den edlen, gelehrten und berühmten Dr. Donne und die Nichte des Grafen von Northumberland, die sein Weib wurde gegen den Willen der Ihrigen. Sie trugen zusammen ein Leben voll Noth und Elend — und sie kämpfte bis zu ihrem letzten Athemzuge mit dem Willen, das glückliche Weib eines armen Schriftstellers zu sein und mit der Marter, mit ihren kleinen Füßen, statt auf Teppichen, auf harter Erde wandeln zu müssen, ohne daß sie sagen durfte: es schmerzt!"

Ein Schritt ward in diesem Augenblick draußen gehört, eine Hand drückte die schwere Thür auf, — ein hochgewachsener Mann trat ein. Den nassen kurzen Mantel von Tuch warf er auf die nächste Bank, den breitkrämpigen Filzhut dazu.

„Da habt Ihr mich! Das Teufels-Dutzend ist voll, nun macht mit mir was Ihr wollt — ich kenne Eure Gesetze — und erwarte meine Strafe! Eine Entschuldigung habe ich nicht — wenigstens keine, die Ihr gelten lassen werdet!" —

Die Anwesenden erhoben ein Triumphgeschrei; es war John Gay. — Der damals so beliebte Dichter der Fabeln und Liebessonette, das enfant gaté der vornehmen Gesellschaft, zählte etwa 36 Jahre. Man behauptete, daß die Frauen ihn auszeichneten. Sein feines Gesicht, seine schwärmerischen braunen Augen und seine weichen angenehmen Manieren, verbunden mit einem mehr anmuthigen als großen Dichtertalent, hatten ihn zum Liebling der Salons gemacht. Ein sehr empfindsames und leicht erregbares Herz verwickelte ihn in zahllose Liebesabenteuer, aus denen er allein jedoch bis zur Stunde die Wunden davon getragen. Die schönen Frauen, die er angebetet und von denen er sich geliebt glaubte, hatten sich mit erschreckender Schnelligkeit und Leichtigkeit in sorgende und rathende Freundinnen verwandelt. Er gehörte eben zu jener Gattung von Männern, die für die Frauen etwa den Werth einer leichten angenehmen Unterhaltungslectüre haben, — man führt sie überall gleichsam bei sich, sie ist aller Zeit angenehm und bequem,

aber man nimmt sie eigentlich doch nur zur Hand, wenn man ausruhen will von höhern Emotionen. — Die berühmte und berüchtigte Schauspielerin Anna Olfield, deren Schönheit und Verschwendung in gleichem Maße angestaunt wurden, bedurfte seiner genau in dieser Weise und zog ihn an sich. Diese bezaubernde Circe schien seine heftigste und — letzte Liebe gewesen zu sein. Nach ihrem Tode war er schwer erkrankt, man hatte sogar für sein Leben gefürchtet. Ob nun jene geistvolle Herzogin, die sich seines verlassenen Daseins so barmherzig angenommen, ihn schon über den Verlust der Olfield zu trösten im Stande gewesen, ob dies überhaupt von ihr wirklich versucht worden war, wußte vor der Hand Niemand. Die Mitglieder des devils dozen sahen mit einigem Neid auf diese neue Eroberung dieses ihres Genossen, besonders, wie man glaubte, Granville und Lord Chesterfield selber. — Es währte eine Weile, ehe der Sturm sich gelegt hatte, den Gay's Erscheinen hervorrief und man die knarrende Stimme

Swifts wieder unterschied, der eine Strophe eines vor Jahren von ihm auf die schöne Kitty, damals noch Kitty Hyde, verfaßten Lobgedichts recitirte:

If Queensbury to stirp there's no compellen,
Tis from a handmaid we must take a Helen.

Mit einem schwermüthigen Lächeln nahm der Dichter alle Spöttereien seiner Freunde hin, die eben jetzt wie ein prickelnder Sprühregen auf ihn herabfielen. Da war Keiner, der nicht irgend eine pikante Bemerkung vom Stapel gelassen, man rief und lachte wild durcheinander. Als endlich der Lärm ausgetobt, legte Gay seine Hand — es war eine fast mädchenhafte Hand — auf die Schulter Chesterfields und fragte:

„Was verlangt Ihr nun eigentlich zunächst von mir?"

„Zu allererst Rechenschaft, allwo Ihr Eure versäumten fünf Montage verbracht. Ihr wißt, Ihr seid dem Teufels-Dutzend vor allen Dingen unbegrenzte Offenheit schuldig."

„Ich fuhr spazieren und las der Herzogin von

Queensbury meine neuen Gedichte und auf ihren Wunsch Priors „Henry und Emma“ vor. Sie war einige Wochen lang krank.“

Eine leichte Blässe überflog bei diesen Worten das Gesicht Chesterfields. Einen Augenblick zögerte er mit der Antwort, deshalb rief Pope herüber:

„Wünschte vielleicht der Herzog heut' eine Probe Eurer Poesieen zu hören und wurdet Ihr eben deshalb etwa plötzlich heiser, John Gay? Denn anders läßt sich Euer Erscheinen hier unter uns nicht wohl erklären.“

„Doch — es läßt sich ein wenig anders erklären, theurer Pope. Eure schöne Freundin, Lady Worthley, — oder, wie Ihr sie lieber nennt, Lady Montagu war es, die mich aus dem Boudoir der Herzogin vertrieb. Ihr wißt, daß ich mich ein klein wenig vor ihr fürchte. Sie trug auch diesmal wieder ihr türkisches Costüm und erklärte feierlich, nie mehr anders erscheinen zu wollen.“

„O weh, armer Pope! Meidet jene verführerische Sultanin! Ich fürchte, sie ist unbeständiger aus der Türkei zurückgekehrt als sie ging,“ lachte Lord Hervey. „Wahret Seele und Leib so lange es noch Zeit, ich rathe es Euch!“ Pope wurde dunkelroth. „Ich lege Euch kein Hinderniß in den Weg, die Veränderlichkeit eines Weibes in Bezug auf ihre Freunde selbst zu prüfen“, antwortete er gereizt. „Wenn Ihr wollt, werde ich Euch morgen bei der Lady einführen. Ich hoffe, daß Eure Schönheit sie nicht veranlassen wird, ihren treuen Anhänger zu verabschieden um Euretwillen.“

„Ich nehme Euren Vorschlag dankbar an“, erwiderte Hervey, sich spöttisch verneigend, „und werde mir erlauben, morgen bei Euch vorzufahren, um Euch nach Twikenham abzuholen. Nehmt Euch aber in Acht, mein Freund. Meine Häßlichkeit ist meine Schönheit und — sie siegt vielleicht diesem excentrischen Weibe gegenüber.“

„Ich bitte um meinen Urtheilsspruch und meine

Buße", sagte jetzt Gay mit einem Zeichen von Ungeduld.

„Nun denn, hier ist er — und Ihr werdet gestehen, daß er ebenso mild als gerecht ist", lautete Chesterfields Antwort. „Ihr sollt Euch nämlich während der Dauer einer Arbeit, die wir Euch aufzugeben gedenken, eine Kammer in irgend einem Hause in Tower Hamlet miethen, und daselbst täglich sechs Stunden zu verbringen Euch verpflichten. Die Wahl der Zeit sei Euch überlassen. In dieser Kammer nun sollt Ihr einen Operntext zu einem lustigen Volksstück dichten. Prinzessinnen und Herzoginnen dürfen aber darin nicht auftreten, John Gay, nur lauter Leute mit zerrissenen und schlechten Kleidern. In einem Jahr muß die Arbeit fertig sein, und zur Prüfung den devils dozen vorgelegt werden; Niemand zuvor darf sie sehen — hört Ihr? Bis dahin mögt Ihr nach den barmherzigen Gesetzen unseres Bundes trotzdem unser Gast sein an allen Versammlungstagen und Euren Sessel an den Kamin schieben. — Ich habe nichts

weiter zu sagen. — Ihr dürft jetzt Eure Gegenbedingung stellen, wie es in unserer Gesellschaft Brauch. Sprecht also frei, John Gay!"

„Ihr seid sehr großmüthig", sagte der Dichter mit einem tiefen Seufzer und leisem Spottlächeln, „ich bekenne mich schuldig und verspreche Alles, was Ihr wollt, zu erfüllen. Hogarth mag mir helfen, ein Quartier in Tower Hamlet zu suchen. In einem Jahr will ich wieder mit an Eurem Tische sitzen, sofern ich noch lebe, nicht als geduldeter Gast am Kamin; ich verlange dafür aber, daß Niemand anders zu dieser Volksoper die Musik schreibe, als Ihr Alle, mit möglichst geringer Hülfe von William Bogie. Die wilde verrufene Bande der devils dozen soll von sich reden machen im guten Sinne, nachdem man ihr seit ihrem Bestehen so viel Böses nachgesagt. Und dazu sei Euch wiederum ein halbes Jahr nach Vollendung meiner Arbeit Zeit gegeben." — Ein jubelndes Gelächter entstand. „Er hat Recht!" „Ein köstlicher Einfall, der uns vielleicht unsterblich macht!"

„Welch Aufsehen in ganz England!" so schwirrten die Stimmen durcheinander.

„Ihr müßt es auch übernehmen, dazu eine neue Sängerin der Hauptrolle auszukundschaften, und sie muß eine Engländerin, ein Kind des Volkes sein!" fuhr Gay fort. „Recht so! Nichts mehr von fremden Singvögeln. Den grauen Hänfling oder die Haidelerche laßt uns einfangen", rief Bogie. „Den wilden Schlag unserer heimischen Vögel wollen wir hören, wir sind der kunstvollen Triller und süßen Locktöne müde!" — „Wein herbei!" gebot jetzt Chesterfield, „vom Besten, die Geburt eines großen Gedankens zu feiern! Eine lustige Nacht liegt vor uns. John Gay, arbeitet tüchtig, wir werden Eurer Schöpfung dermaleinst sicher keine Schande machen! Füllt die Becher! Hoch lebe die Genossenschaft der devils dozen!"

Diesem Rufe folgte eine allgemeine Ausgelassenheit. Man zog die hochlehnigen Sessel näher an die Tafel, Trinkspruch folgte auf Trinkspruch, John Beswik mußte den dicken Bob, seinen Ge-

hülfen, herbeirufen, da er allein das Geschäft des Füllens nicht mehr zu versehn im Stande war. — Geistreiche Wortspiele, blendender Witz, derber Scherz flogen wie Funken herüber und hinüber, Keiner der Versammelten blieb zurück, es war ja eine Vereinigung der feinsten und bedeutendsten Köpfe Londons. Tolle Reden fielen dazwischen, kecke Worte wurden gesprochen und erwidert — aber der Niederschlag war und blieb doch immer Gold — nämlich Geist. Man trank und blieb in gewohnter Weise beieinander bis zum Morgen.

John Gay fand sich am nächsten Tage mit einer unklaren Erinnerung an einen etwas mühevollen Heimweg in jenem Dichterzimmer wieder, das ihm die Freundschaft seiner hohen Gönnerin so anmuthig eingerichtet. Er wohnte in dem sogenannten Charterhouse, einer Art Versorgungs-Anstalt. — Vor alten Zeiten stand das Pesthaus auf derselben Stelle, die Mauern desselben wurden von dem frommen Sir Walter Manny zum Aufbau eines Karthäuserklosters benutzt. Später verwan-

delte sich das Gebäude in ein Jagdschloß Heinrichs VIII., der es in einem Anfall von Großmuth an einen seiner Lieblinge verschenkte. Seitdem ging es von Hand zu Hand, bis Thomas Howard, Herzog von Norfolk, es endlich an sich brachte. Hier lebte er, der unglückliche Schwärmer für die schöne schottische Königin — hier träumte er von ihr, bis das Beil des Henkers allen Träumen, aller Liebespein und Sehnsucht ein Ende machte. — Das Haus wechselte nach seinem Tode noch vielfach seinen Herrn, bis es durch einen reichen Kaufherrn in eine Schule für arme Knaben und eine Art Pensionsanstalt für Männer jedes Standes und Alters verwandelt wurde.

Auf die lebhafte Phantasie Gay's hatte eben dies Haus allezeit einen mächtigen Zauber ausgeübt, seitdem er es eines Tages mit seiner Schützerin, der Herzogin von Queensbury, besucht, und durch die Vermittlung seiner vielvermögenden Gönner wurde ihm wenige Wochen später auch wirklich das Wohnzimmer des Herzogs von Norfolk einge-

räumt. Es lag am südlichen Ende des Gebäudes, seine Fenster gingen auf die großen grünen, von mächtigen Eichen überschatteten Rasenplätze des Gartens hinaus. Wie oft mochten des armen Norfolks Augen auf diesen Bäumen geruht haben, — wundersame Geschichten erzählten die Blätter dem Dichter von ihm, wenn sie Abends im Mondschein rauschten.

Auch die getäfelten dunkeln Wände mit der vergoldeten Decke redeten seltsame Dinge — es war ein wirkliches Dichterzimmer, diese Zufluchtsstätte John Gay's. Und in diesem Raume, den verlassen zu müssen ihn mit Schmerz erfüllte, war es, wo der Dichter sich eben jetzt Dinte, Papier und Feder zurecht legte und eine gereimte Entschuldigung an die Herzogin von Queensbury begann. „Ich kann sie heut wirklich nicht sehen", murmelte er, „noch nie fühlte ich mich so stumpf und müde. Und Frauen haben einen so scharfen, schlimmen Blick!" Er warf dabei einen verstohlenen Blick in den Spiegel, ehe er weiter schrieb, und

wirklich, ein auffallend bleiches, abgespanntes Gesicht schaute ihn daraus an. Mit ungewöhnlicher Mühe und Anstrengung legte er seiner hohen Gönnerin diesmal ein Gedicht zu Füßen, worin er ihr in ziemlich rührender Weise gestand, daß „schmerzvolle Erinnerungen“ ihn zwängen, diesen Tag fern von ihr in „Nacht und Dunkelheit“ zu verleben.

„Armer John Gay“, dachte Kitty Queensbury, als sie diese zarten Worte gelesen, „sein Herz will noch immer nicht gesunden! Welch grausame Zerstörerin ist doch die Liebe, und wie klug ist es von mir — nicht zu lieben!“

Capitel II.

Das Haus eines deutschen Musikers.

Motto:

„Nachtigall, ich hör' dich singen,
'S Herz im Leib möcht' mir zerspringen.
Herzige Frau Nachtigall,
Sei gegrüßt viel tausend Mal!"

Altes Volkslied.

Wie es Inseln giebt voll süßer Stille, voll zauberischen Friedens inmitten eines Oceans voll ruheloser Wildheit, so giebt es auch Häuser inmitten großer Städte, die in ihrer Abgeschlossenheit, in ihrer Unberührtheit von all dem Lärm und Treiben ringsumher, an jene Märchen von den Glas-umzogenen Plätzchen erinnern, die den Schützlingen guter Feen als Wohnort angewiesen wurden. Ein solches Versteck war damals auch in der Weltstadt London zu finden.

Am Ende der Forestreet, einer stillen, hellen Straße, stand ein kleines Haus, zwei Bäume waren als Wächter davor aufgepflanzt. Seine Fenster sahen auf die alte St. Giles Kirche, in der einst Oliver Cromwell mit Elisabeth Boutcher getraut wurde. — Die bunten Glasscheiben warfen zitternde Lichter auf die Steingräber des kühnen Seefahrers Martin Forbisher und der beiden Miltons, die nun nicht mehr nach einem „verlorenen Paradiese" sich sehnten. — Eine prächtige Orgel schmückte den Chor, und wenn der Organist von St. Giles, der berühmte Magnus, der in dem niedern Hause auf der andern Seite der Kirche wohnte, spielte, so öffneten sich alle Fenster in der Nachbarschaft, um jene prächtigen Klänge einzulassen, und überall erschienen die Köpfe und Gestalten andächtig Lauschender. In dem Hause mit den grünen Bäumen lebte nun bereits seit achtzehn Jahren ein deutscher Musiker, nämlich der hochgelehrte Theoretiker Doctor Johann Christoph Pepusch. Er war in Berlin geboren, aber

davon redete hier Niemand, die Londoner Musiker nannten ihn vielmehr eben mit großer Genugthuung ihren Landsmann, und er stand in hohem Ansehen bei ihnen. — Die Musik in England trat eben damals in ein neues glänzendes Stadium, das Volk fing allmälig an, sie als ein Allgemeingut auch für sich zu beanspruchen, sie hörte auf ein Luxus zu sein, den sich nur die Vornehmen und Reichen gestatten durften. In den Kirchen verlangte man Musik zu hören und die lustigen Volksstücke und schauerlichen Trauerspiele wurden mit, freilich zuweilen sehr seltsamer, Musikbegleitung aufgeführt. — Pepusch war auch der Gründer eines Instituts geworden, das man bereits in London mit Stolz nannte, nämlich der Akademie „of ancient music.“ Die jungen und ältern Musiker unterwarfen sich bei diesem Unternehmen willig dem Urtheile eines Fremden, dessen tiefe und langjährige Studien der griechischen und römischen Kunstgeschichte, sowie der alten Musik Jedem, auch

dem Selbstbewußtesten, imponiren und Respect einflößen mußten. Aber nicht nur altitalienische Musik wurde von dem gelehrten Deutschen ans Licht gezogen, und einem ziemlich spröden Chor von Sängern und Spielern mit großer Geduld eingeübt, sondern mit gleicher Liebe und Sorgfalt beschäftigte er sich mit den hinterlassenen Werken englischer Musiker. Die 29 berühmten Madrigale, jene Lobgedichte auf die „jungfräuliche" Königin, von Thomas Morley, die von fast eben so vielen Componisten fünf- und sechsstimmig gesetzt worden waren, säuberte er gleichsam vom Staube, zog sie aus ihrer Vergessenheit hervor, setzte Begleitungen dazu, die sich streng an die alten Formen schmiegten, und beschenkte das Volk auf diese Weise mit diesen kostbaren Edelsteinen in neuer Fassung, von deren Besitz es nichts wußte. — Man lernte nunmehr Namen kennen, wie die eines Morley, Carlton, Cavendish, Mundy, Gibbons und Anderer und nahm auch die wiederholten feierlichen Aufführungen eines „Tedeum" des Henry Purcel

und sein schönes „Jubilate“ mit einer wahren Begeisterung auf. Das Volk zeigte sich weit empfänglicher, als der deutsche Musiker sich's zu träumen gewagt, und diese Wahrnehmung spornte ihn selbstverständlich zu immer neuen und immer erfolgreicheren Anstrengungen an. Sein etwas mürrisches trockenes Wesen hielt übrigens die Unbescheidenen und Neugierigen in gehöriger Entfernung, er liebte nicht viele und wechselnde Bekanntschaften, und zog nur eine kleine Schaar von Auserwählten näher an sich und in sein Haus. Wer nun aber dieses Vorzugs theilhaftig wurde, der konnte nicht genug die Güte und Wärme des alten Herrn rühmen, noch die heitere Liebenswürdigkeit seiner Frau, der ehemaligen Sängerin und Harfenspielerin Marguerita Lépine. Eine innige Freundschaft verband ihn mit seinem um ein Jahrzehnd etwa jüngeren Nachbarn, dem Organisten von St. Giles, der mit einer alten Haushälterin in jenem kleinen Hause hinter seiner geliebten Kirche sein Wesen trieb und nur an drei

Plätzen sich heimisch zu fühlen schien: auf seiner Orgelbank, an seinem düstern Arbeitstisch, von dem nie der Staub abgefegt werden durfte, und — in der Wohnstube des stillen Hauses mit den grünen Bäumen.

An jedem Sonnabend versammelten sich nämlich dort die Bekannten des deutschen Musikers in der siebenten Abendstunde, um sich erst nach Mitternacht wieder zu trennen. Da wurde denn, wie es eben kam, gespielt, geflötet, gegeigt und gesungen, dazwischen viel gescherzt und geplaudert, und nach dem Thee, wenn man müde geworden war, ging man nach Hause. — Allgemeine Verwunderung pflegte an solchen Abenden die lautlose Aufmerksamkeit eines kleinen Mädchens zu erregen, das Pepusch eines Tages (sie schien damals etwa zehn Jahre alt) seinen Gästen als seine Pflegetochter, das Kind eines englischen Freundes, vorführte. Lavinia Fenton, so hieß sie, schien in jenen Stunden nur da zu sein, um zu hören, man erkannte das nach der Schilderung des Musikers

sonst so wilde Kind gar nicht in ihr. So lange noch der Ton eines Instruments oder einer Stimme, die sang, hörbar war, wich sie nämlich nicht aus ihrem Winkelchen hinter dem Spinet. Ihre dunkelgrauen Augen flammten dann und ein Lächeln höchsten Glücks verklärte ihr feines Gesicht. Wenn Pepusch, wie dies seine Gewohnheit war, aufstand, weil er es an der Zeit hielt, aufzuhören, und die breite Hand auf den Deckel seines Instruments legend, energisch rief: „Nun ist's genug für diesmal, ich mag nichts mehr hören!“ so schmiegte sich die Kleine gewiß an ihn und bat: „Nur noch eine Viertelstunde!“ — Die Stimme hatte dabei einen so süßen Klang, daß gar Mancher sich wunderte, warum der alte Musiker nicht sofort wieder von Neuem anfangen ließ. Wie konnte man überhaupt diesem Kinde eine Bitte abschlagen?! Höchstens ein „deutscher Bär“ konnte dergleichen über's Herz bringen, dachte wohl mehr als Einer im Stillen. — Das Schönste an der kleinen Lavinia waren übrigens ihre Augen, die zu dem

köstlichen blonden Haar, das in losen Ringeln auf ihre Schulter fiel, so seltsam standen. So hell sie schon jetzt glänzten, wenn das Kind plauderte oder lachte, oder Musik hörte, so mußte man bei ihrem Anblick doch allezeit denken, wie viel Licht wohl noch unter diesem durchsichtigen dunkeln Schleier schlafen möge, das sich einst entzünden werde an dem Strahl der Liebe. — Es war etwas Geheimnißvolles um dies Kind, das fühlte Jeder, der Lavinia sah, und doch fragte Niemand weiter, als damals Pepusch kurz erklärte: „sie ist eines Freundes Kind und mutterlos.“ — Zwei der regelmäßigen Gäste des Doctors beschäftigten sich aber ganz besonders viel mit Lavinia Fenton, freilich Jeder in seiner Weise, und das war der Organist von St. Giles und sein kaum fünfzehnjähriger blinder Schüler Jamie, ein Neffe des verstorbenen Dichters Dryden. — So ernst und abstoßend Magnus sonst gegen Alt und Jung zu sein pflegte, so freundlich und geduldig blieb er jenen tausend Possen gegenüber, die die Kleine ersann, um ihn

aus seiner Ruhe zu bringen und sich zugleich selbst zu belustigen. Sie durfte bei ihm eben Alles wagen und wagte denn auch, nach Frauenart, Alles; trotzdem gelang es ihr nie, seinen Zorn zu erregen, was sie doch in ihrem Uebermuth zuweilen so sehnlich wünschte. — „Aber, ich lasse nicht nach, bis er einmal wirklich und wahrhaftig aufbraust, und sollte ich mich bis an mein letztes Stündlein mit ihm quälen!“ sagte sie oft, halb trotzig, halb scherzend, und trieb ihr tolles Spiel mit ihm um so eifriger, je geduldiger er blieb. Nur wenn sie ihn in der Kirche spielen hörte, vergaß sie ihre Neckereien und kindischen Gedanken, um, dicht an den blinden Gespielen geschmiegt, jenen wundervollen Accorden zu lauschen, welche die häßlichsten und breitesten Hände in Old-England den Tasten der Orgel entlockten.

„Küssen und lieb haben könnte ich ihn, wenn er gespielt hat“, flüsterte sie dann wohl ihrem jungen Freunde zu.

„Ich werde auch so spielen lernen, Du sollst

es hören, Lavinia", lautete dann wohl die erregte Antwort, — „Du und Elisabeth, — — und sie soll dann —"

„Was soll sie, Jamie?"

„O Nichts — es ist ein kindischer Gedanke — frage nicht weiter", bat er dann erröthend.

Und sie fragte auch nicht, sie dachte ja schon im nächsten Augenblick nicht mehr an seine Worte, — sie dachte nur daran, voll von jenem tiefen heiligen Mitleid des echten Frauenherzens, wie sie ihn leiten und führen, was sie ihm erzählen und bringen solle, damit er nur das Eine, Schreckliche nicht fühle: — wie dunkel es um ihn her! Für Lavinia gab es keinen entsetzlicheren Gedanken als den — blind zu sein.

Wer hätte ahnen können von all den Freunden des deutschen Musikers, daß dies feine, zierliche Geschöpf mit den edel geschnittenen Zügen und aristokratischen Manieren das Stieftöchterlein des bekannten Wirthes der Beswik-Schenke sei? — Daß dies auch einstweilen Niemand erfuhr, war

die angelegentlichste Sorge des Doctors und seiner Frau.

Nur Magnus war in dies Geheimniß eingeweiht, sowie sein blinder Schüler; Ersterer, weil Pepusch vor ihm kein Geheimniß auf dem Herzen behalten konnte; Letzterer, weil Lavinia ihm vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft an eben Alles anvertrauen mußte, was sie selbst wußte. Kaum zwei Jahre alt war das Mädchen gewesen, als ihre Mutter, die hübsche Wittwe des Corporal Fenton, den stattlichen John Beswik heirathete. Nach kaum fünfjähriger Ehe und langem Kränkeln starb Nelly und ließ ihren trauernden Gatten mit dem lieblichsten und zärtlichsten Kinde allein. Und daß die Beswik-Schenke kein Boden, auf dem solche Blume wachsen und sich entfalten könne, fühlte Niemand tiefer, als ihr Besitzer selbst. Je größer seine Liebe zu seiner Stieftochter, und er hatte ihr sein ganzes Herz in die kleinen Hände gelegt, je eifriger war er darauf bedacht, für sie

einen Zufluchtsort zu suchen, wo er sie geschützt wußte vor jedem rauhen Hauch.

Man sagt, daß in jeder Menschennatur ein Plätzchen, allwo Palmen gedeihen und in den Himmel wachsen müßten, wenn eine liebende Hand sie pflanzte. Und es war in der That eine junge Palme in der Seele des schlichten Schenkwirths, jene unbegrenzte opferwillige Liebe zu seinem Stiefkinde. Um ihretwillen war er in jeder Weise achtsam auf sich selbst, kein rohes Wort entschlüpfte ihm in ihrer Gegenwart, er wachte über sich selbst und seine Umgebung mit peinlicher Sorgfalt.

Er ließ das Kind, als es heranwuchs, unterrichten nach bestem Wissen, und bezahlte den alten Lehrer, der dem Wildfang einen Begriff von Buchstaben und Zahlen beizubringen versuchte, auf das Freigebigste. Den Frauen seiner Bekannten und Standesgenossen hätte er um keinen Preis seine kleine Lavinia anvertraut; gestand er sich doch heimlich, als die arme Nelly noch lebte, daß er sie selbst in den Händen ihrer eigenen Mutter nicht genügend aufge-

hoben wähnte. Der Palast einer Herzogin, mit all seiner Pracht und Herrlichkeit, wie er ihn sich wohl dachte, erschien ihm kein zu prunkvoller Aufenthalt für dies Kind, das auf ihn einen räthselhaften Zauber ausübte. Die Prinzessin von Wales selber, die treue Mutter von neun Kindern, wäre von ihm zur Hüterin seines Schatzes bestellt worden, wenn er eben die Wahl gehabt hätte.

Daß John Beswik sich endlich entschloß, sein Töchterchen dem deutschen Musiker in der Forestreet anzuvertrauen, war folgender Maßen zugegangen. Pepusch war nämlich ein langjähriger Besucher der Beswik-Schenke. Er pflegte, wenn ihm einmal irgend ein Fugenthema im Kopfe herumging, oder ihn eine Untersuchung über irgend einen Satz dieses oder jenes, seit vielen Jahren vermoderten Musikers, den seine eigenen Zeitgenossen kaum gekannt, ungewöhnlich viel zu schaffen machte, wohl stundenlang in der Schenkstube zu sitzen. Seine großen grauen Augen starrten dann an die Decke oder in den mächtigen Krug voll Ale, der öfters

gefüllt werden mußte, und die linke Hand schlug bald dreiviertel, bald, wenn er heftiger wurde, der gelehrte Musiker, neunachtel Tact dazu, wobei er aus seiner kurzen Pfeife furchtbare Rauchwolken blies. — John Beswik wußte, daß dann Niemand sich seinem wunderlichen Gaste nähern durfte, ja, daß eine Fliege, die sich auf den Rand des Kruges setzte, ihn schon störte und zu gewaltigem Stirnrunzeln brachte. War er fertig mit seinen Grübeleien und mit seinen Gedanken im Reinen, so legte er die Pfeife nieder, leerte den Krug in einem Zuge und rief in seinem etwas schwerfälligen Englisch: „Schenkt ein, Beswik, und laßt uns nun noch einen Schwatz halten!" — Da kam denn der Gerufene allezeit gern und flink herbei, denn mit dem Doctor Pepusch ließ sich's besser plaudern, wie mit manchem englischen Landsmann. Der Fremde wußte in dem großen London fast so gut Bescheid, wie daheim in seinem Deutschland, das sich der englische Schenkwirth freilich mit lauter Bären, Wölfen und — Musikanten bevölkert dachte,

und hatte vielerlei Leute gesehn und nicht umsonst gelebt, und pflegte so schlicht und verständig zu reden.

John Beswik selbst hielt Ohren und Augen ebenfalls allezeit offen, kam mit allerlei großen und kleinen Leuten in nächste Berührung, hatte auch das Herz und den Kopf auf der rechten Stelle und machte manche treffende Bemerkung; und so kam es denn, daß die Beiden bald Gefallen aneinander fanden. — Dies Gefallen des deutschen Musikers beschränkte sich freilich nur auf die Person des Schenkwirths, es fiel ihm nie ein, zu fragen, ob dieser Weib und Kind, oder gar ihm zu erzählen, daß er selbst verheirathet: er freute sich an der frischen derben Art und den klugen raschen Antworten seines Wirthes, das war Alles. — Beswik war als Engländer, in Bezug auf sein häusliches Leben, ebenfalls verschlossen und unzugänglich. Das Antlitz seines Weibes hatte noch keiner seiner Gäste erblickt, die hübsche Nelly bewohnte den obern Stock, der seinen besonderen Eingang hatte und durfte nie, so große Lust

sie auch anfangs dazu verspüren mochte, den Fuß in die Schenkstube setzen. Die alte Jane, eine tüchtige Magd, führte seit Jahren das Scepter in Küche und Keller, und ein Aufwärter, der dicke Bob, half ihr. „Wie eine Prinzessin lebt Nelly Beswik“, pflegten die neidischen Nachbarinnen naserümpfend zu sagen; aber Beswik freute sich, wenn ihm solches zu Ohren kam. — Da geschah es eines Tages, es war im Anfang April, daß der gelehrte Musiker, wie so oft, in tiefen Gedanken in der Schenkstube saß. Etwas recht Schwieriges mußte es sein, das ihn diesmal beschäftigte; denn unzählige Falten und Fältchen standen auf seiner Stirn und die Tactschläge der Hand wechselten mit erstaunlicher Schnelligkeit. Um die vierte Stunde war es, die Fenster standen weit offen, um die laue Luft einzulassen, die Fliederbäume vor der Thür fingen schon an die blauen Knospen zu öffnen, denn selbst durch die dunkeln Gassen zog ja der Frühling mit seinem Duft und seiner würzigen Frische, die man nur

empfinden, nimmer beschreiben kann; und wenn auch in den Straßen der Riesenstadt Niemand einen andern Athemzug thun konnte, als einen mit Staub und Dunst vermischten, so glaubte doch Jeder mit einem Aufblick zu dem blauen Himmel über ihm, die köstlichste Balsamluft zu athmen, — es war ja eben Frühling und im Regents-Park blühten die Veilchen.

Da wurde plötzlich in der Nähe der Schenkstube, vor den Ohren des gelehrten Deutschen, der den Frühling wieder einmal auf eine Weile vergessen zu haben schien, eine Kinderstimme laut, die rein und süß die erste Strophe jener alten schottischen Ballade von „Lord Neochs" Tochter sang:

„Row weal my bottie row weal!"

Gleich darauf schlüpfte ein Kind, halb scheu, halb hastig zur Thür herein, und warf sich mit einem Jubelschrei in die Arme des erschreckten ihm entgegentretenden Beswik. Das Mädchen trug einen Strauß wilder Frühlingsblumen in den

Händen. „Papa, ich habe sie alle für Euch gepflückt und Bob hat mir geholfen!“ rief sie, „und bringen mußte ich sie Euch gleich, sonst verwelken sie!“

Bob aber, ein stämmiger Bursche, schon seit fünf Jahren im Dienste des Schenkwirths, stand grinsend an der Thür und murmelte: „Ich konnte sie nicht halten, — ich weiß, daß sie nicht hier herein darf, aber wer kann sie halten?!“

Das Kind hob das erhitzte Gesicht während dieser Worte fragend zu dem Stiefvater auf. Ihr Strohhut war herabgefallen und lag am Boden, die blonden Locken hingen wirr herab.

„Aber, Lavinia, hast Du wieder vergessen, daß Du nie hierher kommen sollst?“ fragte John Beswik, halb besorgt, halb entzückt sich zu seinem Liebling niederbeugend, um ihn fortzuführen.

Wie mußte der gelehrte Musiker ob solcher Unterbrechung zürnen — er wagte gar nicht hinzusehen zu ihm! — Aber da hörte er zu seinem grenzenlosen Erstaunen die Stimme des Doctors der Musik, die ganz mild fragte: „Ist sie es, die

eben das Lied von Lord Reoch's Tochter gesungen, und ist das Euer Kind?"

„Ja, es ist meine Hauslerche, meine Stieftochter, Lavinia Fenton", lautete die frohe Antwort. — „Hast Du auch noch einige Blumen für mich, Kleine", lächelte der Musiker zu dem Kinde hingewandt. Ein Blick flog aus den glänzenden Kinderaugen zu ihm herüber, jener forschende, suchende Blick, wie ihn eben nur solche Augen ausschicken, um sich nachher voll Vertrauen der fremdesten Erscheinung innig anzuschmiegen, oder — für immer sich von ihr wegzuwenden. — Was ist's wohl, das jene Kinderaugen suchen und zu finden sich sehnen?

Lavinia Fenton löste nach diesem Blick sofort die Hälfte der Blumen aus dem Strauß und legte sie dem Fremden in die Hand mit dem süßesten Lächeln. Und der gelehrte Herr, der zum ersten Mal, seit er die Beswik-Schenke besuchte, in seinen tiefen Meditationen eine Störung erfahren, zog trotzdem den kleinen Störenfried in seine Arme

und wollte ihn küssen. Das Mädchen aber bog den Kopf zurück und sagte: „Wartet doch, bis Ihr mich lieb habt! Der Vater sagt immer: ich muß dich küssen, weil ich dich so lieb habe und du artig gewesen bist! Weshalb wollt Ihr mich jetzt aber schon küssen?"

„Zum Dank für die Blumen, kleine Närrin!" lachte Pepusch, ließ sie aber doch aus den Armen. „Das Kind hat die süßeste Stimme, die ich je gehört. Pflegt diesen goldenen Schatz, John Beswik, und bringt die Kleine einmal zu meiner Frau; ich habe nämlich auch eine Frau und wohne nahe bei der St. Giles-Kirche. Ich hole sie einmal ab in nächster Woche auf einen ganzen Tag, wenn Ihr es erlaubt!

„Lavinia würde meinem einsamen Weibe die Zeit vertreiben! Sie hat nämlich ihre Stimme verloren, die Frau Margareth, sie war ihrer Zeit eine große Sängerin; aber sie besitzt zum Glück noch eine andere Stimme, die nie vergehen kann: ihre Harfe. Das Lied von Lord Reoch's Tochter

habe ich oft von ihr spielen hören; einst sang sie es freilich noch viel, viel schöner. Sie ist aber einmal aus einem Theatersaale in den leichten Gewändern einer Zauberin, die sie eben gesungen und gespielt hatte, eine halbe Stunde weit nach einem Arzt gelaufen in eisiger Winternacht, weil man ihr gesagt, daß ein gewisser Jemand, der dazumal die große Sängerin nur heimlich anzubeten wagte, todtkrank geworden sei. Der gewisse Jemand sitzt munter vor Euch, — sie aber konnte von diesem Tage an nicht einen Ton wieder singen! — Wir haben auch kein Kind, — kommt morgen schon mit der Kleinen zu uns — ich hole Euch bei guter Zeit ab, John Beswik!"

Nach diesen Worten hatte er mit einer auffallenden Bewegung sich von seinem Sitz erhoben und die Schenkstube verlassen, aber nicht ohne im Vorübergehen noch einmal mit der Hand zärtlich Lavinia's blonde Locken zu streicheln.

John Beswik begleitete wirklich schon am nächsten Tage mit Lavinia den deutschen Musiker nach der Forestreet und Frau Margareth war es, die mit ihren sanften Augen, ihrem noch immer lieblichen Gesicht und anmuthigen Wesen sofort das Kinderherz gewann.

In das größte Entzücken wurde Lavinia aber durch ihr Harfenspiel versetzt. Sie hatte ja noch nie solch ein Instrument gehört, todtenbleich und zitternd lauschte sie jenen seltsam bezaubernden Klängen, um, als sie verstummt waren, ganz leise und tief aufathmend zu fragen: „Singen so die Engel?"

Nachher sang sie selbst auf den Wunsch des Musikers jenes kleine Lied von Lord Reoch's Tochter, und Frau Margareth begleitete es mit der Harfe. Das verwirrte die Kleine aber anfangs, sie mußte oft aufhören und endlich sagte sie: „Das klingt doch viel schöner als eine Menschenstimme!"

„Meinst Du?" fragte Frau Margareth, leise seufzend.

„Ach, ich würde die Harfe und noch vieles

Andere hingeben, wenn ich wieder einmal ein kleines Lied singen könnte!"

„Aber doch nicht etwa auch mich?" fragte Pepusch scherzend.

Da flog ein glückseliges Lächeln über ihr Gesicht. „Und hätte ich tausend Stimmen zu verschenken, eine immer schöner als die andere, ich gäbe sie alle hin für den häßlichen, mürrischen, faltigen, zerstreuten Alten dort", — lachte sie, sprang auf, faßte sein Gesicht in ihre beiden Hände und sah ihm tief in die Augen. — „Sieh zu, daß Du einmal solchen Mann bekommst, Kind, — dann bist Du wohl aufgehoben in der argen Welt."

„Ihr Frauen könnt doch kein weibliches Geschöpf sehen und wenn es noch in der Wiege läge, ohne Heirathspläne zu schmieden", sagte er, sie sanft abwehrend. — „Aber bis auf diese Schwäche ist sie eine gute Frau, John Beswik, und ich rathe Euch, Euer Kind oft hierherzubringen, um es uns dann ein paar Tage zu lassen, es soll

gehütet werden wie unser Augapfel, das geloben wir Euch!"

Und sie kam auch oft und blieb dann tagelang bei ihren neuen Freunden, die kleine Lavinia, und Frau Margareth schloß sich bald zärtlich an das Mädchen an, das diese Zuneigung mit der ganzen Leidenschaftlichkeit erwiderte, die in ihrer Natur lag. — Die reizende Kleine füllte plötzlich eine Lücke aus in dem Dasein dieser Frau; das frische Kind wurde der Sonnenstrahl eines stillen einsamen Hauses. Durch das Lebensgewebe jeder bedeutendern Frau zieht sich der dunkle Faden irgend eines heimlichen Schmerzes, einer getäuschten Hoffnung, einer ungestillten Sehnsucht: — Margarethe Pepusch hatte vergebens auf das Licht froher K i n d e r a u g e n gewartet. Mit dem Blick und Lächeln eines Kindes zieht aber erst jener ächte und unverwelkliche Frühling des Glückes ins Haus. Aus der berühmten Sängerin war ein treues,

anspruchsloses Weib, eine sorgende Hausfrau geworden; aber der Haushalt war nur klein, es gab ja der einsamen Stunden so viele, und diese Einsamkeit wurde mit den Jahren immer ernster. Wie ein drohendes Gespenst erschien ihr in der Ferne jenes kalte, freudlose Etwas, das jede Frau fürchtet: das Alter — das einzig wirksame Mittel, sich zu verjüngen, fehlte ja, — ein Kind, dies köstlichste Jugendelixir.

Frau Margareth erschien sich deshalb selbst schon „verblüht" und „nutzlos", als sie noch eine verführerische Frau genannt zu werden verdiente: das Gesicht eines Kindes war eben nicht da, um sie täglich und stündlich an eine Jugend zu erinnern, die sie längst vergessen zu haben meinte.

Ihr Mann verbarg, als er ihren stillen Kummer sah, seine eigene Sehnsucht nach einem kleinen Wesen, das „ein wenig lustigen Lärm" ins Haus brächte, sehr bald vor der geliebten Gefährtin mit einer wahrhaft rührenden Sorgfalt, ja er suchte ihr sogar auf alle Weise allmälig die Ueberzeugung

beizubringen, daß er Kinder durchaus nicht leiden möge. In ihrer Gegenwart war er rauh gegen die hübschesten kleinen Geschöpfe oder er beachtete sie nicht. Er trieb dies auch so geschickt, daß sie sich wirklich deshalb betrübte und ihm sogar sanfte Vorwürfe darüber machte, die er mit einer bewunderungswürdigen Geduld anzuhören pflegte.

Für diese kleine Selbstkasteiung entschädigte er sich aber reichlich, wenn er allein durch die Straßen schlenderte, die Taschen voll Naschwerk oder Obst. Hier blieb er bei einem krank aussehenden Buben stehen, der sich sonnte, und füllte im Nu die kleinen gelben Hände mit seinen Schätzen, — dort streichelte er einem frischen Mädchen die Wange, mit irgend einer freundlichen Frage, oder lüftete das Tuch einer Bettlerin, worin sie ihr Kind verhüllt, um ihr bei dieser Gelegenheit eine Strafrede zu halten und doch ein Geldstück schließlich in ihre Hand gleiten zu lassen. — Wie oft hatte er eine jener aus Wachs und Rosengluth geformten reizenden Kindererscheinungen der aristo-

kratischen Welt, wenn sie ihm in den Wegen des Kensingtongarden, der anmuthigen Schöpfung Wilhelms des Dritten und der Königin Anna begegneten, oder in Hyde-Park vor die Füße liefen, ohne weiteres aufgehoben und erst nach einigen derben Küssen entlassen, wobei er sich aufs Höchlichste zu ergötzen pflegte über die Entrüstung und den Schrecken der Hüterinnen. Gar manchen verloren gegangenen Ball half er suchen, gar manchen zerrissenen Peitschenstrang knüpfte er wieder zusammen für das liebe „Kindervolk“. Und wie oft erzählte er seinen verschiedenen kleinen Freunden, denn jedes Kind befreundete sich gar schnell mit ihm, die Geschichte vom Galgen von Tyburn, der jetzt erst unmittelbar nach der Hinrichtung des berüchtigten Jack Sheppard von der Einfahrt in den Hyde-Park entfernt worden war. Er ging mit ihnen an den Stein, den man jetzt dort aufgestellt, und die kleinen Hände in seiner Hand faßten dann um so fester zu, je näher man an jene Stelle kam, und die Kinderaugen wurden

immer größer bei seinen Erzählungen, und immer neue kleine Zuhörer fanden sich ein, die um die „Geschichte vom heiligen Mädchen" von Kent, das der grausame König Heinrich der Achte allda aufhängen ließ, baten, oder von „Oliver Cromwell" hören wollten, den man als Leichnam noch dorthin gebracht. War aber Frau Margareth mit ihm, so vermied er alle jene Plätze und ging auf die geschickteste Weise der Welt seinen zahllosen Freunden und Freundinnen aus dem Wege. So hatte sie denn auch nur zwei Fehler an ihrem Manne zu tadeln: seine Abneigung gegen Kinder und seinen gewaltigen Verbrauch an Zuckerwerk. „Ich begreife nur nicht, daß Deine Zähne so hübsch dabei bleiben", sagte sie oft, „es wird Dir aber auf die Dauer sicher schlecht bekommen; gewöhne Dir das Zuckeressen doch ab, Liebster!" Er konnte sich's aber nicht abgewöhnen, denn die Bewohner Londons gewöhnten es sich ja auch nicht ab, ihre Kinder auf die Straßen, Wege und freien Plätze zu schicken, die der Musiker Pepusch

zu besuchen pflegte. — Wie mußte sich nun Frau Margareth verwundern, daß ihr Mann es über sich gewonnen, die kleine Lavinia in sein Haus einzuladen, und daß er sogar ganz glimpflich mit ihr umging, wie sie meinte. — Sie schob freilich diese ungewöhnliche Duldsamkeit auf das Musiktalent des Kindes, von dem er ihr sogleich erzählt hatte, und dankte dem Himmel im Stillen für diese Begabung Lavinia's. Nun durfte sie doch die Kleine stundenlang um sich haben, ohne zu fürchten, daß er deshalb zürne, sie durfte mit ihr plaudern, sie singen lassen, ihr allerlei Aufträge geben, sie hin und wieder schicken, von einem Zimmer ins andere, in die Küche und auf den Boden, nur einzig und allein um das entzückende Vergnügen zu genießen, den Tritt kleiner trippelnder Füße auf dem Gange draußen zu hören. Und dann — mit welchem Entzücken lauschte sie auf jenes ungeschickte und doch so hastige Oeffnen des Thürdrückers, wie es eben nur von Kinderhänden geschehen kann. Ach! und dies sorglose Hereinschlüpfen, dies Lachen

und Plaudern! Wie oft, wenn Lavinia ihre Arme um den Hals der „guten Tante" schlang und ihr rosenfrisches Gesicht mit den strahlenden Augen an ihre Wangen drückte, — wenn der süße Kinderathem wie Veilchenduft an ihr vorüberzog, da ertappte sich Frau Margareth auf dem Gedanken, daß Nichts in ihrem Leben, selbst nicht der erste Kuß von den Lippen jenes Mannes, den sie allein geliebt, sie so beglückt, so selig und zugleich so ruhig gemacht, als der Kuß des kleinen Mädchens, das da in ihren Armen hing. — Lavinia kam im Anfang erst zwei Mal in der Woche, dann öfter und zuletzt täglich. Es war auch in dem Hause des „Oheim Pepusch" so viel schöner als daheim, das vertraute sie dem treuen Bob auch ganz heimlich an, der sie immer zur Frau Margareth brachte und von dort abholte. Der Vater hatte ja den ganzen Tag über nur selten Zeit, sich mit seinem Liebling zu beschäftigen, und die Mutter liebte es, je kränklicher sie wurde, desto mehr Freundinnen um sich zu versammeln, und in

dieser Gesellschaft fühlte sich Lavinia durchaus nicht wohl. Bei der Tante Margareth war Niemand als ein schöner großer Hund, der gar bald den schwerfälligen Bob ersetzte, und dann die köstliche Harfe, deren Saiten das Kind zuweilen, in überströmendem Entzücken für den herrlichen Ton, küßte. Der Oheim dagegen erlaubte es, o wie köstlich das war, in seinem Arbeitszimmer Alles anzusehn, sogar ihm zuschauen, wenn er Noten schrieb, wobei sie nicht müde wurde, besonders als sie anfing, die kleinen seltsamen Dinger mit Namen kennen zu lernen. Es hingen auch so viele Bilder an den Wänden, lauter seltsame, ernsthafte Gesichter mit wunderlichen Perrücken, lauter deutsche oder italienische Musikanten, von denen aber der Oheim die herrlichsten Geschichten zu erzählen wußte. Wenn er so von dem Einen oder Andern sprach, während sie auf den Knieen der Tante saß, und der blaue Rauch aus seiner kurzen Pfeife wie Wolken auf sie zuströmte, da hätte sie die ganze Nacht lauschen mögen, das war eben Alles gar zu schön.

Ganz wunderbar erschien ihr dann der alte Musiker, ganz anders wie jeder gewöhnliche Mensch, aus den Rauchwolken blitzten seine Augen wie Sterne hervor, und seine Nase wuchs so riesenhaft, daß sie sich zuweilen ordentlich vor ihr fürchtete. — Wenn dann die Geschichte aus war, der Erzähler die Pfeife weglegte und der Rauch verflog, mußte sie ordentlich lachen über ihre kindische Furcht. — Dann saß ja nur der gute heitere Oheim vor ihr, dessen Augen so warm und freundlich blickten, und dessen Nase, trotz ihrer ansehnlichen Größe, doch noch viel, viel kleiner war, als die Nase des Organisten von St. Giles.

Aber noch etwas Anziehendes fand Lavinia in dem Hause des musikalischen Ehepaars: einen Gespielen. Jamie Dryden, der Schüler des Organisten, kam täglich von der Oldstreet, wo er mit seiner Pflegerin, Elisabeth Thomas, wohnte, in die Kirche von St. Giles. Seit Lavinia nun da war, theilte er, nach der Stunde, seine freie Zeit zwischen dem Organisten, seinem Lehrer,

und jenem kleinen Mädchen, das gar bald seine innigste Freundin wurde. — Sie liebte jenen, um mehrere Jahre älteren Gefährten mit seinem schönen traurigen Gesicht, mit all der mitleidigen Zärtlichkeit eines ächten Frauenherzens, und war bald unzertrennlich von ihm. — Wenn er in der Kirche in der Abenddämmerung seine Studien machte und die Orgel unter seinen zarten Händen erklang — kauerte sie bebend und erregt in einem Winkel des Chors. — Oft schien der Mond schon durch die bunten Fenster und Jamie hörte noch nicht auf zu spielen. Die Gestalt des Jünglings wurde dann seltsam verklärt, wie flüssiges Gold leuchteten die Locken, und wie die Stirn eines Engels erschien ihr seine Stirn. — Und dann war's oft, als ob jene Riesengestalt von Stein dort am Eingang, die Zeit vorstellend, wie Pepusch ihr erklärt, ihre Sense aufhöbe, um nach ihm, dem Spieler, zu schlagen, oder als ob die Steinplatten auf den Gräbern der Todten sich ein wenig lüfteten, wie wenn die da unten lauschen

wollten. — Mit einem Angstschrei hatte sie sich dann wohl zu ihm geflüchtet und seine Hände von den Tasten weggezogen und ihn aus der Kirche geführt, trotz seines Sträubens, und nicht eher frei aufgeathmet, als in dem hellen freundlichen Stübchen der Tante Margareth; dort erzählte sie ihm erregt und hastig, was sie gesehn und ließ sich geduldig von ihm schelten und auslachen.

In den blühenden Garten dieses stillen Kinderlebens fiel der Reif des ersten Schmerzes: Lavinia's Mutter starb. Das Kind litt anfangs unsaglich, hauptsächlich aber, weil es den Vater so tief gebeugt sah. Das verhüllte Antlitz des Todesengels konnte noch keine Schrecken haben für dieses junge Herz: die Mutter schlief ja nur, die Engel mußten kommen, um sie heimlich, wenn es Niemand sähe, aufzuwecken und in den Himmel zu tragen! Die Mutter durfte ja bei dem Jesuskind sein, bei der Himmelskönigin und allen Engeln, wie hätte sie da trauern sollen? Der Schmerz des Vaters, sein tiefer wortloser Kummer

aber erschütterte das Kind fast bis zum körperlichen Erkranken. Sie hing sich an ihn, sie wich nicht von ihm, außer wenn er zu seinen Gästen hinab ging, was in jener Trauerzeit eben selten geschah; sie ging sogar nicht eher zu Bett, als bis auch der Vater sich zur Ruhe begab. Die alte Jane hatte ihr Bettchen dicht an des Vaters Lager schieben müssen. Da konnte sie denn ihr warmes Händchen vor dem Einschlafen in seine Hand legen und ihn liebkosen, selbst im Traume noch murmelte sie zärtliche Worte für den Vater. Ihr süßes Gesicht schob sich am Morgen zwischen die Vorhänge seines Bettes mit dem glücklichsten Lächeln, halb zagend, halb zuversichtlich auf seinen ersten Gruß wartend, um dann leicht wie ein Elf sich auf den Rand seines Lagers zu schwingen. Sie pflegte dem Vater eifrig ihre Träume zu erzählen, tolle Träume, neckische Träume, liebliche Kinderphantasieen, halb im Schlafe, halb in jenem Augenblick aufgetaucht, als sich die Lippen zum Erzählen öffneten. Und wer sie so im dämmrigen

Raume des verödeten Schlafzimmers zwischen den dunkelrothen Vorhängen hätte sitzen sehen können, in dem weißen losen Nachtkleide, das nicht tief genug herabhing, um ein paar rosige Kinderfüße zu verhüllen, mit den blonden Locken, dem holdseligen Lächeln und dem tiefen mitleidsvollen Blick, der hätte sie wohl für einen jener Schutzengel halten können, den frommer Glaube zu Wächtern der armen hülflosen Erdenkinder bestellte. John Beswik, der schlichte Mann, sah wirklich seinen Schutzengel in ihr. Es war ihm, als könne in der Nähe seines Kindes kein unrechter Gedanke, keine unlautere Empfindung, kein Gefühl der Bitterkeit, des Zornes, des Neides, in seiner Seele Raum gewinnen, und daß er trotz dieser Ueberzeugung dies Kind dennoch von sich gab, daß er sich von dieser über Alles geliebten Tochter dennoch trennte, war nicht nur die größte Heldenthat seines Lebens, sondern wirklich eines jener Liebesopfer, wie die Engel sie in das goldene Buch der edlen Thaten eintragen. So brachte er sie denn

eines Tages zu dem deutschen Musiker mit den Worten: „Es soll kein Stäubchen an den Saum ihres Kleides fliegen, und in meinem Hause könnte ich sie davor nicht schützen; bei Euch wird Lavinia aber geborgen sein — sie mag als Euer Kind, nicht als die Schenkwirthstochter aufwachsen. Ich verlange sie nur jeden Sonntag auf eine Stunde zu sehen, und werde zu ihr kommen nach der Kirche, mein Haus soll sie nie wieder betreten. Mehr kann ich nicht thun, um das Leben ihrer Seele und ihres Leibes zu schützen!"

Im Anfang fühlte sich Lavinia, seltsamer Weise, fast unglücklich im Hause ihrer Freunde, sie sehnte sich mit der ganzen Heftigkeit ihres Wesens nach dem einsamen Vater, sie weinte, sie bat, man möge sie nur täglich eine Stunde bei ihm sein lassen, sie versuchte sogar, heftig wie sie war, ihren Pflegeeltern davon zu laufen. Das Harfenspiel der Frau Margareth ließ sie in bitteres Weinen ausbrechen und die schönsten Geschichten des „Oheim Pepusch" unterbrach sie lange Zeit noch mit

der Frage: „Was mag jetzt wohl der Vater thun?“

An den Sonntagen, wo John Beswik kam, sein Kind zu sehen, fieberte sie fast immer vor Ungeduld, Freude und Erwartung, und wechselte die Farbe auf eine fast beängstigende Weise. Ohne Thränen begrüßte sie ihn in den ersten Monaten der Trennung nie, und ihre Zärtlichkeiten gegen ihren Stiefvater waren so rührend und leidenschaftlich zugleich, daß Frau Margareth den Mann, dem sie galten, heimlich beneidete: so hatte Lavinia sich ihr doch nie in die Arme geworfen. Allmählig wurde die Kleine jedoch ruhiger. Jene gesegnete Sorglosigkeit der Jugend behauptete ihr Recht. Sie fing an, sich mit ihren Gedanken nicht mehr in die Vergangenheit zu versenken, sie lebte der Gegenwart, einer Gegenwart voll Liebe und Frieden, und sie vergalt diese Liebe durch inniges Anschmiegen und fröhlichste Dankbarkeit.

Eines Abends sagte aber doch Frau Margareth zu ihrem Manne: „Gott möge unser Kind

(sie nannte die Kleine gern so) vor der Liebe behüten, sie wird entweder unsagbar glücklich werden durch sie, oder unsagbar elend, denn sie ist eine von jenen Frauen-Naturen, für die es keinen Mittelweg giebt."

Der gelehrte Musiker gab ihr lachend zur Antwort: „Liebes Weib, du bist in den meisten Dingen eine außergewöhnliche Frau, nur in dem Punkte der Herzens- und Heirathsangelegenheiten nicht, da bist du eben genau wie alle deine Schwestern. Was sorgst du dich jetzt schon um dergleichen Dinge bei einem kaum zehnjährigen Kinde? Ist das nicht ein eben so großer Unsinn, als wenn ich mich beim Anblick eines Buben, der mir zwischen die Beine liefe, ernstlich darum bekümmern wollte, ob er künftig einmal einen ordentlichen Fugensatz zu Wege bringen, oder eine Oper componiren würde?"

Und die Zeit ging mit unhörbaren Schritten ihren unaufhaltsamen Weg weiter und Lavinia wuchs heran. Sie wurde von ihren beiden Pflege-

eltern nach den Begriffen der damaligen Zeit äußerst sorgfältig unterrichtet und lernte ganz ordentlich Noten und Buchstaben lesen, schreiben, rechnen und noch allerlei andere „unnütze Dinge“, wie sie heimlich meinte, war aber eine gelehrige und ziemlich gehorsame Schülerin. Jene süße Kinderstimme, die den Gast der Beswik-Schenke einst so gefangen genommen, hatte sich in wunderbare Glockentöne verwandelt, die hervorzulocken und anschwellen zu lassen, Frau Margareths größte Freude war. Sie ließ ihre „Kleine“ solfeggiren und trillern nach allen Regeln der Gesangskunst und nannte sie auch, wie einst Beswik es gethan, eine fröhliche Hauslerche, ein Name, mit dem nur Pepusch nicht zufrieden war. Er erklärte nämlich den Ton dieser Stimme für den echten und wahrhaftigen Nachtigallenschlag. Es war für ihn die größte Freude, dem jungen Mädchen die Melodieen alter deutscher Volkslieder zu lehren, er pflegte dann für sie ein paar englische Worte unterzulegen, die etwa den Sinn des ursprünglichen Textes wiedergaben. Die

Thränen traten ihm gar oft in die Augen, wenn seine kleine Nachtigall dann jene Weisen so melancholisch süß in die Welt hineinsang, die einst, vor langen, langen Jahren in der fernen Heimath, der sandigen Mark, sein Mütterlein gesungen. Das Kind zur Sängerin auszubilden, war sein heimlicher Plan, und Frau Margareth auch vollkommen damit einverstanden; nur meinte sie, solle ihr Vögelchen nicht eher die Flügel regen, als bis man ihm ein sicheres Geleite mit auf den Weg geben könne, — zum Schutz gegen das böse Gezücht der „Raubvögel und wilden Buben", nämlich einen braven Eheherrn.

Lavinia's möglichst frühe Verheirathung war und blieb nun einmal ihr größter Wunsch und ein tröstender Gedanke: „Weiß ich denn selbst nicht gar zu gut, wie es umhergeworfen wird, das arme Schifflein einer Sängerin", pflegte sie zu sagen, „und dankte ich nicht Gott auf meinen Knieen, als ich durch Dich, lieber Alter, in den schützenden Hafen einlief? — Ich meine das der todten Mutter

des Kindes schuldig zu sein, Lavinia nicht eher in die arge Welt zu lassen, als bis es an der Hand eines vernünftigen und nicht zu jungen Mannes geschehen kann, der sie liebt." — „Und der so vortrefflich ist wie Dein Mann", setzte wohl Pepusch scherzend hinzu. „Und den mein Kind liebt", schloß John Beswik, der dieser Unterredung zufällig beiwohnte.

Doctor Pepusch war im Herzen nicht im Entferntesten mit den Lieblingsideen seiner Frau in Bezug auf Lavinia einverstanden, aber er benahm sich wie jeder kluge Mann und ließ sie einstweilen gewähren, und nahm sich nur im Stillen vor, das „arme Ding" vor einem „Flügelstutzen" und Einsperren in den Ehekäfig so lange wie nur irgend möglich zu bewahren, dieweil nur eine freie Nachtigall eine echte Nachtigall sei und bleibe.

Lavinia's Stiefvater sah übrigens mit gemischten Gefühlen der Verwirklichung der Pläne des alten Musikers entgegen. Eine unbestimmte

Angst vor der Zukunft ergriff ihn zuweilen. Es war ihm jetzt ein so süßer Trost, sein Kleinod noch in treuer Hut zu wissen; die Liebe seiner Tochter, ihre Heiterkeit, ihre rührende Freude, ihn zu sehen, beseligte ihn immer von Neuem so sehr, daß er am liebsten der Zeit Stillstand hätte gebieten mögen, damit sich nur Nichts ändere in diesen beglückenden Verhältnissen. Aber die Zeit stand eben nicht still, sie eilte vielmehr, als ob sie ihn verhöhnen wollte, mit erschreckender Schnelligkeit weiter und weiter. Lavinia entfaltete sich immer anmuthiger. Mit einem Entzücken, das sein ganzes Gesicht verklärte, beobachtete der Wirth der Beswik-Schenke dies Entfalten, lauschte er der Stimme seines Kindes, wenn sie ihm während seines Besuchs zur Harfe der Frau Margareth englische Balladen sang. Er dachte sie sich dann doch zuweilen schon vor einer bewundernden Menge, die zu ihr aufschaute, er sah sie in goldgestickten Gewändern, schlank wie eine Lilie, schön wie eine Rose, gefeiert wie eine Königin, und

eine stolze Freude durchströmte sein Herz. — Und wenn sich nachher Lavinia in gewohnter Weise auf sein Knie setzte, den Arm um seinen Nacken geschlungen, und ihm ihre Erlebnisse vom vergangenen Tage erzählte, Alles so frisch und fröhlich, und mit einem Ton, der so lieblich klang wie das Murmeln eines Baches, da kamen oft seltsame Träume über ihn. — — „Aber, Ihr hört ja gar nicht ordentlich zu, Papa", sagte sie dann wohl plötzlich, wenn sie eine Frage hingeworfen, die er unbeantwortet gelassen. Er küßte sie zärtlich, um sie zu beschwichtigen und — nach wenigen Minuten weiter fortzuträumen. Es war eben in der einen Beziehung jetzt noch beinahe so wie damals, ehe er sein Kind aus seinen Händen gab: nur die Prinzessin von Wales erschien ihm würdig, die Hüterin seines Kleinods zu werden und eine Grafenkrone däuchte ihm noch immer zu schlecht für die Stirn Lavinia's. — Als das Mädchen ihr funfzehntes Jahr erreicht, hielt John Beswik, der zärtlichste aller Stiefväter, in seinen

Gedanken bereits keinen Mann auf Erden — den König nicht ausgeschlossen — für würdig, auch nur die Fingerspitzen seines Lieblings zu berühren, so bezaubernd erschien sie ihm. Uebrigens ahnte außer ihm und dem Organisten von St. Giles und seinem blinden Schüler Niemand das bezaubernde Gesangstalent seines Kindes: die Nachtigall schlug noch, wie eine echte Nachtigall, in tiefer süßer Einsamkeit, das war der strenge Wille des alten Musikers. Er stimmte in diesem Punkt völlig mit der Ansicht seiner Frau überein, ihre junge Schülerin erst dann vor Anderen singen zu lassen, wenn sie ihren beiden Lehrmeistern „lautere Ehre" bringe und mindestens eben so viel gelernt als — die Cuzzoni selber.

Capitel III.

Ein vornehmes Atelier.

Motto:

„Ich wollt', ich könnt von aller Schuld
Mich so befrei'n als zweifelsohne
Ich rein'gen könnte mich von Manchem,
Das mir zur Last gelegt." —

Shakespeare's Heinrich IV.

In dem Atelier des berühmten Portraitmalers Gottfried Kneller, aus Lübeck gebürtig, aber schon seit einer Reihe von Jahren in London ansässig, stand ein lebensgroßes Frauenbild auf der Staffelei. Die Malergeräthschaften lagen auf einem Tisch daneben. Der rothe Sammetsessel des Künstlers stand ein wenig zurückgeschoben. Er selber lehnte so eben in einiger Entfernung vom Bilde am Fenster, den Kopf etwas zur Seite geneigt, die dunklen Augen schauten prüfend auf das Werk seiner Hände. „Ich denke, ich kann es nun weg-

geben," murmelte er, „der Kopf ist gut, die Augen haben ganz den Blick des Originals, auch der häßliche, hochmüthige Zug zwischen den Brauen ist mir leidlich gelungen! Fort damit — an eine neue Arbeit — und so immer weiter — weiter — bis zum allendlichen ewigen Ausruhn. — Nur Geduld, es kommt, dies Ausruhn, dieser Trost für alle Mühseligen und Beladenen!"

Ein rasches Klopfen an der Thür unterbrach diese melancholischen Betrachtungen, und fast zugleich mit demselben, ohne einen Ruf abzuwarten, trat ein junger, hochgewachsener Mann in die Malerwerkstatt, den Künstler lebhaft begrüßend. „Ihr kommt wie gerufen, Herzog", sagte Kneller, dem Ankommenden entgegengehend, und den Druck der dargebotenen Hand herzlich erwidernd, „ich verlangte heimlich nach Euch. Eine ganze Woche war't Ihr nicht hier! Bitte, sagt mir nun in Eurer gewohnten Offenheit, wie Ihr das Bild dort findet, es ist endlich fertig, denke ich, und ich will es heut noch nach Twikenham schicken.

Sie hat mich wahrhaftig lange genug gequält im Bilde, diese Frau!“

Gottfried Kneller, oder wie er in England genannt wurde, Sir Godefroy, rückte nach diesen Worten den Tisch etwas zur Seite und stützte sich auf die hohe Lehne des Sessels, in den sich der Andere jetzt nachlässig warf. „Ah, die Montagu, Lady Worthley“, rief er, und heftete die großen blauen Augen auf das Portrait. „Was gebt Ihr Euch so viel Mühe mit ihr? Ich möchte diese Frau nicht malen! Schönheit ohne Wärme ist keine Schönheit! Die Montagu wird mit keinem ihrer Blicke das Herz eines Mannes in Wallung bringen, und was sollen Frauenaugen anders? — Ihr habt aber so viel aus ihr gemacht, als zu machen ist, und sie kann Euch dankbar sein für solch Portrait. Seid zufrieden mit diesem Eingeständniß und opfert Eure kostbare Zeit lohnenderen Gegenständen. Ich möchte Euch zur Stelle einen prächtigen Stoff zuweisen, aber meine neue Freundin — ich habe eine neue Freundin, Theuerster — ist

eigensinniger, als die meisten ihres Geschlechts und — weniger eitel, sie will sich durchaus nicht malen lassen."

„Ihr seid eingenommen gegen die geistreichste Frau Londons, ich weiß das", antwortete Kneller, ohne die letzte Bemerkung zu beachten, „hat sie etwa, gesteht mir's nur, den siegesgewohnten Herzog von Belton einmal übermüthig behandelt, als er sich im Bewußtsein seiner Unfehlbarkeit, Frauen gegenüber, in einer müssigen Stunde auch ihr nahte? Man sagt, ein Mann vergäbe dergleichen nie. Ließ Euch vielleicht Euer Latein im Stich, der Gelehrten gegenüber, oder hat sie Euch in Schrecken versetzt mit ihrem Griechisch?"

„Nein, wahrlich, Godefroy, sie that es nicht; keine einzige Eurer Vermuthungen trifft zu. Zudem wißt Ihr auch, daß vielleicht kein Mann den Geist einer Frau mehr anbeten kann, als eben ich, aber freilich immer erst, wenn ich zuvor ihr Herz anbeten lernte; bei dieser Frau aber, die wie ein Mann schreibt, mit allen Aerzten Conferenzen

hält über die Impfung der Kuhblattern, selber mit eigenen zarten Händen Männer und Frauen impft und ihren Herrn und Ehegemahl, den armen Lord, auf alle erdenkliche Weise als den lächerlichsten, blödsinnigsten ihrer Sklaven darzustellen sich müht, hat die Natur diesen höchsten Reiz des Weibes vergessen: das Herz. Der arme Pope wird's erfahren!"

„Seid ohne Sorgen um ihn, Belton! Er wird nicht sterben an seinem Leid um sie! Die Wunden, die er empfangen, schmerzen zwar, aber sind nicht tödtlich. — Sein Herz wird nicht verletzt, denn er liebt die berühmte Frau nur aus Eitelkeit!"

„So thut er nichts Anderes, als was die Meisten von uns thun. Wir wollen ehrlich sein, Godefroy, wir lieben sehr selten um zu lieben! Es schmeichelt uns eben, geliebt zu werden, entweder von einer schönen oder geistvollen oder gefeierten Frau, es ist traurig, dies Geständniß und ein schlechtes Zeugniß für uns, aber es ist auf-

richtig und wahrhaft. — Die Frauen wissen dies auch und bleiben uns zur Strafe dafür — immer seltener treu. Und wer sich rein fühlt unter uns, der werfe den ersten Stein auf die reizenden Treulosen!“

„Ihr meint also, daß sie wohl daran thun, nicht zu warten bis wir sie verlassen? — Eine verlassene Frau sein, ist ja immer ein Unglück, ein verlassener Mann ist dagegen — ein Freigewordener, nicht so, Herzog?!“

„Ungefähr. Uebrigens liebe ich verlassene Frauen. Sie zeigen in ihrem Schmerz erst, wie sehr sie zu lieben vermögen und — ein Heiligenschein ist nicht schöner als dies Leiden um der Liebe willen.“

„Dann müßte die Herzogin, Eure Gemahlin, für Euch längst ein Gegenstand zärtlichster Aufmerksamkeit geworden sein, und ihr Heiligenschein halb London erleuchten, denn sie gehört doch durch Euch recht eigentlich zu den „verlassenen“ Frauen,. scherzte der Künstler.

„Warten wir noch eine Weile“, lautete die im leichtfertigsten Tone gegebene Antwort, „bis zur Stunde hat sich leider noch kein Schimmer gezeigt. Vielleicht —“

„Bitte, bleibt einige Augenblicke so sitzen“, unterbrach hier plötzlich Kneller den Redenden, „ich will in dieser Stellung eine kleine Zeichnung von Euch versuchen, um nach ihr ein größeres Portrait zu malen für eine Dame, die mich schon längst darum gebeten. — Euer Gesicht ist nun einmal, ich sagte Euch das schon oft, wandelbar genug, um einen Maler in Verzweiflung zu bringen. Man kann sehr lange auf einen brauchbaren Moment bei Euch warten! Und jetzt ist endlich einer da.“

„Dann nehmt mir aber das Bild der Türkin vor den Augen weg, sonst stehe ich für Nichts“, scherzte der Herzog, während der Künstler seine Zeichenstifte hervorsuchte.

„Wenn Ihr mir versprecht, Euch nicht gar zu viel zu regen und zu rühren und eine kleine

Weile bei mir auszuharren, will ich Euch einen allerliebsten Studienkopf der Cuzzoni hinstellen; bei dieser schönen Sängerin dürftet Ihr aber leicht etwas zu viel von dem entdecken, was Ihr bei der Montagu vermißt. Was mich betrifft, so erheitert er zuweilen mein Herz, dieser Kopf der hübschen Bacchantin." — Er nahm das Portrait der Montagu herab und stellte ein leicht skizzirtes Brustbild der berühmten Sängerin, die eben damals auf dem Gipfelpunkt ihres Ruhmes stand und die hohe Aristokratie Londons zu ihren Füßen sah, auf die Staffelei. Es war ein Antlitz mit halbgeöffneten üppigen Lippen, von denen Rouladen zu perlen schienen, lachenden Augen und dem höchsten Ausdruck sinnlicher Lebenslust.

„Laßt sie stehen, Godefroy, aber ich bitte Euch, deshalb nicht zu glauben, daß ich zu ihren Bewunderern gehöre; meine neue eigensinnige Freundin, weder so jung, noch so schön, wäre ein tausend Mal bezaubernderer Studienkopf, sage ich Euch. Wie gern sähe ich sie von Euch gemalt!"

„Wir müssen sie überlisten!“

„Wann überlistete je ein Mann eine Frau, die sich — nicht überlisten lassen will!“

Es erfolgte weder eine Antwort noch eine neue Frage.

Der Künstler zeichnete eifrig den Profilkopf des Mannes, der da vor ihm saß, die Wange auf die linke Hand gestützt, anscheinend in Betrachtung des Bildes auf der Staffelei vertieft.

Frank, Herzog von Belton, der bekannteste der vornehmen Roués einer wilden Zeit, war damals kaum zweiunddreißig Jahre alt, der flüchtige Beschauer mußte ihn jedoch für zehn Jahre älter halten. — Weniger die scharfen Linien der Stirn und Schläfen waren es, die das Auge täuschten, als vielmehr der ganze Ausdruck des Gesichts, der müde Zug um den Mund und die Art des Blickes. — Es war nicht mehr jener forschende, spähende, fast begierige Blick der Jugend, es war der Blick eines Mannes, den Nichts mehr überrascht, dem Nichts mehr imponirt — und den kaum noch

etwas erfreut. — Die entstellende Lockenperrücke der damaligen Mode nahm dieser Stirn nichts von ihrer frappirenden Schönheit, denn schön war sie auch in ihrer reinen Form. Es war die Stirn eines geistvollen und bedeutenden Menschen, über deren Licht aber eine tiefe Melancholie verdunkelnde Schleier warf, die nur selten ein heller Gedanke mit jener sonnenstrahlartigen Kraft zu verscheuchen vermag, die alle und jede ihrer Spuren zu verwischen im Stande. Die Züge waren markirt, die Linie des Profils energisch, die Lippen sehr fein und vornehm. Auf den ersten Blick erschien dies Gesicht als ein ungewöhnliches, aber trotzdem gab es viele der sogenannten Freunde des Herzogs, die ihn in jener Skizze, die so eben Knellers Hand von ihm entwarf, durchaus nicht wieder erkannt und behauptet haben würden, in dieser Weise hätten sie ihren lustigen Kameraden nie gesehen.

Es giebt Gesichter, aus der Fluth der Menge auftauchend, die sofort auf uns einen räthselhaften Zauber ausüben; Gesichter, die wir nie vergessen

können, auf deren Ausdruck wir immer wieder von neuem neugierig sind, so oft wir sie auch sehen mögen, neugierig, weil dieser Ausdruck niemals grade der sein wird, den wir eben erwarten, den vielleicht viele andere Gesichter bei derselben Veranlassung tragen würden; Gesichter, die stets zu Gedanken und Fragen anregen. Sie werden allmählig für uns zum Maßstab der Beurtheilung jeder Schönheit, ja wir lassen endlich nur eine Schönheit als solche gelten, wenn sie uns an den einen oder andern Zug jenes Gesichts erinnert. Das sind die Gesichter, nach denen wir uns selbst in unserer Sterbestunde sehnen, um ihren Blick als Leuchte mit hinüber zu nehmen in das dunkele Jenseits.

Das Gesicht Beltons konnte für den Beschauer nie den Reiz verlieren, den ein rasch wechselnder Ausdruck, eine verschiedenartige Beleuchtung, möchte ich sagen, verleiht.

Wie eine Landschaft im Sonnenschein und an Regentagen, an einem Wintermorgen und Früh-

lingsabend verwandelt erscheint, so auch dies Gesicht durch die Lichter und Schatten seiner Augen. Unter zwei schön gezeichneten dunkeln Bogen lagen diese großen Augen, mandelförmig geschnitten, mit dunkeln Wimpern, deren Spitzen sich wieder aufwärts bogen. Ihre Farbe war ein helles köstliches Blau, aber ein Feuer flammte in ihnen, wie es nur in den Augen der Kinder des Südens emporzulodern pflegt. — Allein dieses blendende Licht blitzte eben selten auf; meist war nur jener durchdringende eigenthümliche Blick da, der zuweilen an die Schärfe eines anatomischen Messers erinnern konnte, ein Blick, der gleichsam Alles zerlegte, dessen blauer kühler Stahl sich dann unbarmherzig in die Tiefe eines Frauenauges senkte. „Taucher“ hatte einmal eine schöne Freundin seine Augen genannt. „Arme ungeschickte Taucher, die noch *nie* Perlen fanden“, hatte er bitter scherzend hinzugefügt. Die Frauen liebten diese Augen, denn die Frauen sind bereit, das zu lieben, was sie fürchten können, und — was sich vor ihnen

nicht fürchtet. Und daß der Herzog von Belton keine Furcht kannte, fühlte Jede, der er entgegentrat. Zudem stand er in dem Rufe unberechenbarer Flatterhaftigkeit, äußerster Tollkühnheit und großen Reichthums; eine einzelne dieser vereinigten Eigenschaften würde schon hingereicht haben, die Aufmerksamkeit der Frauen auf ihn zu lenken. Nach dem letzten Willen seines verstorbenen Vaters hatte er sich sehr jung schon mit einer vornehmen Erbin, einer entfernten Verwandten, verheirathet. Manchen gab es, der ihn um den Besitz dieser stolzesten Schönheit der Aristokratie Londons beneidete. Blond und blendend weiß, blauäugig, eine ächte Tochter Albions, erregte sie überall Bewunderung, wo ihre prachtvolle Gestalt sich zeigte. Aber das Gefühl, das Mary Belton erregte, blieb immer in demselben Wärmegrade, es konnte sich nie bis zum Entzücken, oder gar bis zu einer Leidenschaft erhitzen. Wie dies Antlitz einmal aussah, so zeigte es sich immer; ewig dasselbe zarte Wangenroth, das sich nie höher färbte;

immer das gleiche stolze Lächeln, immer diese ruhige Stirn, auf der kein stürmischer Gedanke je seine Wellen geschlagen. O, und diese Augen?! Kalt wie ein Schweizersee im Spätherbst, schauten und fragten sie nicht, wie Frauenaugen es so verführerisch zu thun verstehen, nein, sie wußten. Für sie — das fühlte jeder Mann, den sie streiften — gab es keine Räthsel, keine Ideale, weder lebende, athmende, noch gestürzte, keine Götter, nur eine nüchterne Welt, in der Sklaven wandelten, auf deren Nacken den Fuß zu setzen, jede vornehme und schöne Frau berufen sei. Man sagte von ihr, daß sie den Herzog von Belton heimlich auf das Leidenschaftlichste geliebt; nach jener Scene am Hochzeitstage ihn aber hasse. — Vor der Trauung nämlich, so erzählte die vertraute Kammerfrau der Herzogin in ihrem Kummer über die trostlose Ehe ihrer Gebieterin, als die Braut in vollem Schmuck dem Bräutigam entgegen trat, kühl und vornehm wie immer, habe er mit einer tiefen Bewegung plötzlich die Arme nach ihr ausgestreckt und gesagt:

„Liebt mich, Mary, und ich will Euch auf den Händen durch dies Leben tragen!“ — Sie aber — Gott verzeihe es ihr — bog sich stolz zurück und erwiderte: „Erlaubt mir, daß ich Euch Eure Worte in etwas veränderter Gestalt zurückgebe: Tragt mich auf den Händen, und ich will versuchen, den Mann zu lieben, der mir bis zur Stunde noch nie gezeigt, daß er nach meiner Liebe Verlangen getragen.“ — Die Erzählerin berichtete ferner, daß der Herzog hierauf todtenbleich geworden sei und die Lippen fest auf einander pressend, sich tief verbeugt und das Zimmer verlassen habe. — Später, als die Trauung vorüber, geleitete der Herzog seine Gemahlin in sein Haus, und empfahl sich dann bei ihr, um — auf ein halbes Jahr nach Italien zu gehen. — So lautete die Erzählung der Kammerfrau, die allmählig weiter verbreitet worden war, als die Lauscherin beabsichtigen konnte. Nach der Rückkehr des Herzogs gestaltete sich dann das Verhältniß Beider wie eine durchaus untadelhafte Ehe der vornehmen

Welt. Man ging mit dem äußersten Anstande neben einander her, beobachtete die „Dehors“ in jeder Weise, öffnete seine Prunkgemächer zahlreichen Gästen — und lebte im Uebrigen, ohne irgend welche Rechenschaft zu verlangen noch zu geben, wie man eben wollte. Der Herzog selbst schien seit seiner Verheirathung Gefallen am Spiel gefunden zu haben; er überließ sich wenigstens vorzugsweise der Gesellschaft jener Freunde, die ihre Nächte am Spieltisch zu verbringen gewohnt waren. Sein Name wurde denn auch bald neben denen der berüchtigtsten Roués Londons genannt. Wie die sogenannte „Gesellschaft“ in allen Zeiten nie sich genügen ließ, einen Fehler, ein Laster an irgend einer Erscheinung zu rügen, so bürdete sie auch hier dem Herzog von Belton die unerhörtesten Vergehen „en masse“ auf. Man sagte ihm nach, daß er alle seine Freunde übertreffe in der Zügellosigkeit seines Lebens, daß er in jeder Beziehung der Tollste unter ihnen sei, man bezeichnete ihn nicht nur als Mitglied, nein als Anführer jener

wilden Schaar, die unter dem Namen „Feueranbeter" der Schrecken des sittenstrengeren Theiles der Bewohner Londons geworden war. Die abenteuerlichsten Gerüchte über ihn waren in Umlauf, und man erfand täglich neue Schauergeschichten, um so mehr, als der junge Herzog sich nicht die geringste Mühe gab, irgend eine derselben zu widerlegen. Er war eben der Offenste, Unvorsichtigste unter Allen; aber man hielt ihn deshalb, wie solches stets geschieht, auch für den Schlechtesten. — „Fürchtet Ihr nicht, daß die Herzogin dergleichen erfahre?" fragte einmal einer seiner Freunde, dem er lachend eine neue Lüge über sein „sündhaftes Treiben" mitgetheilt, die ihm eben zu Ohren gekommen.

„Meine Frau hat allwissende Augen", gab er zur Antwort, „mag sie selbst die Wahrheit von der Lüge unterscheiden; vor ihr lohnt es nicht der Mühe, sich zu verschleiern." — Und als man ihm bisweilen seine Leidenschaft für dunkle Augen vorwarf, sagte er scherzend: „Ich bin nun einmal eine Pflanze, die nur im Dunkeln blühen kann; Ihr

hört es ja — alle Leute halten mich für einen giftigen Nachtschatten. Je tiefer der Schatten, je wohler ist mir — gönnt mir die dunkeln Augen — ich überlasse Euch dafür alles Licht der Welt!" — Zehn Jahre waren sie jetzt verheirathet, der Herzog und die Herzogin von Belton, und Frank hatte gestern seinen zweiunddreißigsten Geburtstag gefeiert.

„Seid Ihr fertig, Godefroy", fragte er eben jetzt. „Ich kann unmöglich länger die Cuzzoni anstarren. Und welch sentimentale Schöne will mich in Eurem Bilde denn anbeten? Ihr legt den Finger auf den Mund?! Nun so schweigt, ich mag Euch nicht zu einem Wortbruch verleiten, zumal ich nicht im Entferntesten neugierig bin. — Sind noch andere Portraits da aus unserer langweiligen, vornehmen Welt?"

„Im Saal drüben habe ich jetzt endlich die hervorragendsten Schönheiten zusammengestellt, weil der Prinz sie sehen wollte. Verachtet sie nicht, die Frauenwelt unserer hohen Aristokratie, es sind bezaubernde Schönheiten darunter.

„Nur für mich nicht!“ antwortete Belton, indem er seinem Freunde langsam durch ein Nebenzimmer in einen kleinen Saal folgte. „Mein armer Vater würde wenig Freude an seinem Sohne erlebt haben, — es ist gut, daß er ihn nicht anders als aus der höchsten Vogelperspective sieht — — also im Grunde genommen so gut wie gar nicht. Die Politik, die seines Lebens Inhalt, kümmerte mich entsetzlich wenig. Seit der Quadrupleallianz, die unser König mit Frankreich, Holland und Spanien schloß, hatte der theure Todte keine frohe Stunde mehr. Ich wollte, ich hätte als fertiger Mann den Aufstand in Schottland erlebt, oder die Zeit nach der Auflösung des torystischen Ministeriums Oxford. Was geschieht jetzt, das sich der Mühe lohnte, sich auch nur einen Tag darum aufzuregen. — Seit der Hinrichtung des armen Loyer, des unklugsten Verschwörers und klügsten Kopfes zugleich, der die Torys rächen zu können vermeinte und — sich selbst hingab, hat mich nichts mehr

aufgeregt. Sehen wir nun, ob Eure gepriesenen Schönheiten es vielleicht vermögen."

Die getäfelten Wände des mittelgroßen Gemachs, in das die beiden Freunde jetzt eintraten, waren fast ganz mit Portraits in kostbaren Rahmen bedeckt. Gottfried Kneller war seit einigen Jahren der erklärte Liebling des vornehmen Englands. Der König hatte ihm seine Gunst geschenkt und das Bildniß seiner Schwiegertochter, der Prinzessin von Wales, von ihm malen lassen. Sein Pinsel war, wie wir an seinen nachgelassenen Werken noch jetzt erkennen, voll Duft und Glanz. Die eigentliche Kraft mangelte ihm, aber ein Hauch echter Poesie schwebte über seinen Schöpfungen. Er beschäftigte sich seit längerer Zeit nur noch mit Frauenportraits. Der unnachahmliche Lüstre der Vornehmheit umgab alle seine Frauengestalten; aber dieser Lüstre hing nicht an den prächtigen Gewändern, die kein Anderer so meisterhaft zu malen verstand, auch nicht an jenen, zum Entzücken für Frauenaugen, so täuschend nachgeahmten

Spitzen und Edelsteinen. Allein in der Färbung, in der Haltung und dem Ausdruck seiner Portraits lag jene kühle Unnahbarkeit, wie sie die Gesellschaft der großen Welt so gern zur Schau trägt, als untrügliches Zeichen aristokratischer Geburt. Man hatte vor den Portraits Knellers die Empfindung, als müßten diese mehr oder minder schönen Frauen auch vornehm aussehen in der unscheinbarsten Kleidung und dem ärmlichsten Beiwerk, und das war es, was die Frauen so schnell für den Maler gewonnen. Der Thür gegenüber war das Bild der Prinzessin von Wales aufgestellt, in purpurrother Sammetrobe, den königlichen Reif um die Stirn. — „Nun, Ihr seid zwar gewaltig vorsichtig mit ihr zu Werke gegangen, lieber Meister", bemerkte der Herzog lächelnd, „aber trotz aller Mühe ist's Euch doch nicht gelungen, eine künftige Königin aus ihr zu machen. Die gute Caroline sieht aus, als ob sie sich — und Euch bedaure und als ob ihr die kostbare Robe zu eng. — Warum habt Ihr aber auch ihre

schönste Hofdame neben ihr aufgestellt, Boshafter, diese Mary Lepel, mit dem reizenden Kindergesicht und den funkelnden grünen Schlangenaugen? ich meine, dafür dürfte Euch Caroline wenig Dank wissen! Und es ist Euch doch so genau bekannt, wie sehr der Prinz sie anbetet, die schöne Falsche. Ganz London weiß es ja nur — die arme Caroline nicht! — Wie gnadenvoll drüben die hübsche Ellen Mordaunt lächelt — man könnte sie lieben, um dieses Grübchens in der linken Wange willen, d. h. sicher doch nur auf drei Tage. Sie liebt den Tanz und die Diamanten, das ist Alles, was man von ihr zu sagen weiß. — Und hier die Gräfin Winchelsea mit ihrer jungen Tochter: Blume und Knospe an einem Stengel, würde John Gay, unser eleganter Dichter, vielleicht sagen. Ich würde der Mutter den Preis zuerkennen. Schönheit ohne Geist ist eine Rose ohne Duft. Vom Antlitz der Gräfin ist die Jugend hinweggeweht; aber seht diese Augen voll ewiger Jugend! Da habt Ihr ja auch das kluge Köpfchen

der Lady Headly, Eurer anmuthigen Nebenbuhlerin in der edlen Kunst der Malerei. Liebt Ihr sie noch immer, Godefroy?“

„Noch immer, unbeständiger Herzog, obgleich sie sich nicht um mich kümmert. Die Bilder des Hogarth haben es ihr angethan, wie es scheint, sie ist wie verzaubert von den Skizzen des talentvollen Burschen. Ihr Mann, Lord William, der sich nur um seine Pferde und Hunde kümmert, hat sie auf einige Wochen nach Schottland reisen lassen zu ihren Verwandten, schrieb er mir. Sie nimmt schon seit Monden keinen Unterricht mehr bei mir. Lady Headly hat viel Talent; aber trotz ihrer schönen Augen und Gestalt würde sie mich niemals wirklich fesseln. Ihr wißt, ich habe Euch einmal gesagt, daß ich nur eine Frau beständig liebte, und daß ich sie nie vergessen kann, wenn sie mich auch längst vergaß.“

„Ach, was gäbe ich darum, könnte ich einmal beständig lieben! Die Hände ringe ich danach wund. Jede neue Liebe fange ich an — ich

schwöre es Euch — mit dem brennenden Wunsche, es möge die letzte sein! Wie himmlisch muß es sein, treu bleiben zu dürfen, gar nicht wanken zu können, festgehalten zu werden — fest bis in alle Ewigkeit — von einer Seele allein!"

„Da seht Euch die reizende Kitty Queensbury an und ihre bezaubernde Schwester, die Gräfin Rochester, die weiße und rothe Rose; würde sie Euch nicht für ewig zu fesseln im Stande sein? Die Herzogin ist zu sehr Engel!"

„Nein, theurer Freund, zu wenig Weib! Die Dichter beten sie an; der arme Prior starb an dieser Liebe, sagt man, und jetzt liegt John Gay hoffnungslos zu ihren kleinen Füßen; sie würde nicht lieben, wie ein Belton geliebt zu sein verlangt. Die Andere dagegen, die schöne Rochester, ist mir zu heroisch, der Kopf gemahnt an einen jungen Apoll. Die Gräfin Clarendon, die Mutter, dort in dem schwarzen Sammetkleid und dunklen Schleier, würde mir, trotz ihrer 50 Jahre, noch gefährlicher sein, als die Töchter. — Welch ein

prachtvoller Kopf, welche vergeistigte Züge, welche Spuren des Leidens durch die Liebe in diesem Antlitz! In den Augen durch Thränen verlöschtes Feuer, und um den Mund Erbarmen! Warum bin ich nicht jung gewesen als sie jung war? Mit Kitty und Jenny spielte ich, als ich ein Knabe war, ohne mir auch nur ein Federchen meiner damals noch sehr muthigen und weißen Schwingen zu verbrennen. — Ah, dort die stolzen Schwestern Bathursts, und hier auch die Herzogin, meine Frau! Warum habt Ihr ihrem Gesichte jenen Zug von Trauer gegeben, sie ist nie traurig, Mary Belton, sage ich Euch! Hätte ich sie ein einzig Mal so gesehen, wie Ihr sie da gemalt, es stünde besser um uns Beide, denke ich! — Drüben die schwärmerische Granville mit den großen dunklen Augen, die der alte Walpole ohne Erhörung liebt! Ihr wißt doch, daß sie den armen ehrgeizigen Carrey bewundert, der zu Füßen der Lepel verzweifelnd liegt. Ich fürchte, die schöne Mary spielt mit ihm so grausam wie das Kätzchen mit der Maus,

wie die Schlange mit dem Vogel. Warum hat er sich nicht zur Granville geflüchtet. Die sanfte Alice hätte ihn sicher nicht gemartert! Sie sind schön, ihre Augen, aber nur Hingebung blickt aus ihnen, und das Weib das wir lieben, muß uns auch zu widerstehen vermögen, wenn wir es recht lieben sollen — meint Ihr nicht auch, Meister? Wir sind entzückt von den Frauen, wenn sie schwach sind; allein in unzerreißbare Fesseln schlägt uns doch erst ihre Stärke. Aber wir leben in einer ungefährlichen Zeit, die Tracht unserer Frauen, diese abscheulichen Perrücken, die entstellenden Taillen tödten jede Schwärmerei. Wenn die Montagu nicht die türkische Tracht einführt, fürchte ich, daß wir unsere Frauen nur noch im Nachtanzuge lieben können. Doch genug, ganz leise ins Ohr darf ich Euch wohl sagen, daß ich die meisten, ja alle Eure stolzen Schönheiten hingebe für eine kleine Mappe voll Skizzenblätter des Hogarth. — Seht sie Euch nur einmal an, diese Köpfchen, die er aufzeichnete, diese Anna Olfield, und

reizende Darstellerin der Farquhard'schen Heldinnen, Lucretia Bradschaw, die anmuthige Fee, die den gelehrten und ernsthaften Martin Fawkes so gründlich berückte, daß er sie heirathete, oder Anastasia Robinson, die bezaubernde Freundin Mordaunts, oder die kleinen Schauspielerinnen von Sadlers Wells. Die Zeit wird Euch nicht lang werden dabei. — Wir wollen einmal zusammen hingehen, in acht Tagen vielleicht." Der Maler nickte. Dann aber fragte er lebhaft:

„Nun, wie ists, soll ich versuchen, Eure neue Freundin zu belauschen, um sie für Euch zu malen? Wo wohnt sie?" — Ein Schatten flog über das Gesicht des Herzogs. „Nein, laßt das, sie ist augenblicklich traurig und krank. Ich erzähle Euch Ihre Geschichte vielleicht später einmal — oder bringe Euch ihre Erlaubniß, sie malen zu dürfen. Sie verläßt das Haus nie und nur im Garten schöpft sie Luft."

„Diese klösterliche Zurückgezogenheit wird aber doch über kurz oder lang ein Ende nehmen, und

je schöner Eure Freundin, desto früher. — Ihr benachrichtigt mich dann wohl."

„Wartet nicht darauf, Meister, es dürfte Euch zu lange währen. Zu Eurer Beruhigung sage ich Euch aber, daß trotz alledem nicht ein Funke von Liebe zwischen uns ist — wir sind einander in tiefer treuer Freundschaft ergeben. Ihr glaubt mir das vielleicht, trotz Eures Lächelns, kein Anderer würde es thun — ich weiß das. Laßt uns jetzt zurückgehen in Euer Atelier und erzählt mir — Ihr wißt, daß Ihr diese Geschichte mir noch schuldig — wie es kam, daß es Euch, dem Fremden, gelungen, alle unsere englischen Maler zu verdrängen und die vornehme Welt wie im Sturm zu erobern. Eine Fee muß Euch dabei geholfen haben, oder gar die Königin Mab selber."

„Eine Fee sicherlich", lautete die Antwort, „und ich bin eben in der Stimmung, von ihr zu reden! Nehmt Euren Platz dort im Sessel wieder ein, ich will mich in die Fensternische setzen.

Sie ist aber kurz, die Geschichte, und nicht sonderlich lustig, Herzog."

„Fürchtet Euch nicht, auch ich bin eben jetzt nicht gerade aufgelegt zu lachen und zu singen, so wunderbar Euch dies scheinen mag — also je trauriger je besser!" sagte Belton.

Und der deutsche Maler erzählte:

„Ich hatte drüben in Deutschland, in der Handelsstadt Lübeck, meiner Vaterstadt, nur Männer und alte Frauen gemalt, Herzog, und mir einige holländische Bilder des vielgerühmten Denner zum Muster genommen, die einer unserer Rathsherrn besaß. Es waren also immer strenge ernste Köpfe, die ich auf meine Leinwand zu bringen versuchte, Gestalten in schwarzen Talaren mit goldenen Ketten, oder dunkeln faltigen Gewändern, weißen Hauben und glatt weggestrichenem grauen Haar. — Je mehr Falten und Runzeln ein Gesicht, je lieber war es mir, und entdeckte ich gar irgendwo eine Warze oder einige kleine Haarstümpfchen, so fühlte ich mich glücklich. Schwebte es mir doch als

Höchstes vor, so zierlich ein Gesicht auspinseln zu lernen bis in die Poren der Haut hinein, wie der Meister Denner. Die harte Wahrheit, die nackte Wirklichkeit war mein Ideal. Beklagt mich, Herzog, ich war neunzehn Jahre alt geworden und hatte noch keine Augen für die Schönheit. Mit ängstlicher Genauigkeit studirte ich die welke Haut, meine Farbentöne waren die trübseligste Mischung von Grau, Gelb und Roth; aber diese strengen Copien der Natur gelangen mir, und die Leute waren entzückt und nannten mich einen großen Maler, wenn sie in dem Gesichte ihres Herrn Bürgermeisters jeden Leberfleck wieder fanden, den sie kannten, und die großen Poren in der Nase des obersten Senators zählen konnten, und wenn ich ihren Frauen auch nicht die kleinste Runzel geschenkt hatte. — Der Ruf meiner Bilder verbreitete sich immer mehr und Fremde kamen sogar von allen Orten nah und fern herbei, um sich meine Arbeiten anzustaunen und für schweres Geld sich von mir conterfeien zu lassen. Auch die Art, wie ich die Gold=

ketten zu malen pflegte, erregte große Bewunderung, man meinte, sie sehen nicht nur aus wie wirkliches pures Gold, man könne sogar erkennen, wie viel sie werth seien und wie schwer sie wögen. Die Kinder griffen wohl auch danach, um mit ihnen zu spielen. Die Frauen verziehen mir um einen täuschend nachgeahmten Brillantring oder Nadel wohl manches Fältchen und sogar ein Barthaar. Ich wurde aber deshalb nicht übermüthig oder hielt mich für einen großen Maler. Es lebte eine seltsame Sehnsucht, ein unruhiges Verlangen in mir, das mich Tag und Nacht nicht verließ. Immer meinte ich, es müsse irgend etwas Besonderes geschehen, das mich in eine andere Bahn triebe; denn daß das nicht die rechte, fühlte ich wohl! Da geschah es eines Tages, daß ein Fremder, ein Engländer, in meine Malerwerkstatt trat und lange stumm vor den Bildern saß, die eben dort aufgestellt waren. Als er wegging, ganz anders wie die Anderen, nämlich ohne ein Wort des Lobes, blieb er in der Thür noch einmal stehen und sagte

in gebrochenem Deutsch: „Würdet Ihr wohl geneigt sein, mir eine große Gefälligkeit zu erweisen?“ Und als ich seine Frage bejahte, fuhr er weiter fort: „Ich habe mir aus Venedig einen Tizian mitgebracht. Durch einen Stoß hat das Bild eine kleine Beschädigung erlitten, wollt Ihr mir den Schaden ausbessern mit Eurem feinen Pinsel?“ Herzog, ich hatte noch nie einen wirklichen Tizian gesehen, aber es schmeichelte meiner Eitelkeit, daß der Fremde mich für würdig hielt, einen Tizian wieder herzustellen. Ich sagte also zu und fand mich zur bestimmten Stunde am nächsten Morgen in dem Haüse ein, das er mir als seine Wohnung während der Dauer seines Aufenthalts in Lübeck bezeichnet hatte. — Man führte mich in ein helles Zimmer nach Norden belegen. Eine Staffelei mit einem Tuche verhängt stand in der Mitte — meine Malergeräthschaften, die ich vorausgesandt, lagen schon bereit. Ich wartete eine Weile auf den Mann, der mich hierher bestellt, da er aber nicht erschien, hob ich endlich das Tuch.

— Es sind schon viele, viele Jahre seit jenem Augenblick vergangen, Herzog, aber wenn ich mich seiner erinnere, so fühle ich mich noch von demselben seltsamen Schauer durchströmt, so bebe und zittere ich noch wie damals, als sich das Schönste, was meine Augen je gesehen, meiner Seele enthüllte. Ein Tizian stand vor mir auf der Staffelei: das Brustbild einer Frau im grünen golddurchwirkten Kleide und blondem Haar. Ich taumelte zurück, so mächtig war der Eindruck dieser Gluth und Farbenpracht. — Der Athem stockte mir, wie geblendet legte ich meine Hand auf die Augen, zitternd wagte ich erst nach einer langen Weile wieder hinzusehen, um in wenigen Minuten zu erkennen, daß ich bis zur Stunde nur ein armer Suchender gewesen, der, im Dunkeln umhertappend, erst jetzt die Thür gefunden, die zu dem Tempel der Erkenntniß leitete. Da war die Schönheit, das köstliche blühende Fleisch, da waren goldene Lichter, da waren Augen, die wahrhaft leuchteten, da war süßes Blau und glühendes

Roth! — „Weh, weh! meine verlornen Jahre!“ — rief ich plötzlich laut aus. „Seit sieben Jahren habe ich ja Runzeln gemalt!! Meine blöden Augen taugen nicht mehr für das Licht — sie verdienen nicht mehr die wirkliche wahrhaftige Herrlichkeit zu schauen!“ — „Sie werden sich an das Licht gewöhnen, diese Augen, und die alleinige wirkliche Schönheit erkennen lernen“, — sagte hier eine sanfte Stimme, und die Hand des Fremden legte sich auf meine Schulter. „Ich hoffte auf diese Wirkung“, fuhr er fort, „man hatte mir gesagt, daß Ihr noch keinen Tizian gesehen, daß Ihr Euch nur nach einem Meister gebildet; ich sah Eure Bilder und betrauerte Euren blumenlosen Weg. — Ihr seht, hier an der Perlenkette dieses Portraits ist eine kleine Perle an der linken Seite des Halses beschädigt; ich wollte Euch fragen, ob Ihr sie herzustellen den Muth habt, um Euch so den Anblick eines Tizians zu verschaffen. — Jetzt weiß ich Eure Antwort. Wären Eure Augen wirklich blöde geworden, so würdet Ihr

„Ja“ gesagt und Eure trockene Farbe in dies flüssige Licht zu bringen versucht haben — nun aber, da Ihr lieber alle Eure Bilder zerstören, als Euren Pinsel auf diese Leinwand bringen würdet, seid Ihr ein Sehender geworden. Aber jetzt müßt Ihr auch zur Stelle fort von hier! Sie würden es ja nicht dulden, daß Ihr anfingt, in Tizianscher Manier zu malen, und — alte Köpfe werdet Ihr Euch für's Erste nicht mehr zu Vorwürfen auswählen. Begleitet mich nach England, kommt mit mir nach London, mein Haus soll Euch offen stehen. Ihr könnt dort nach der frischen fröhlichen Natur und nach trefflichen Mustern der italienischen Meister studiren. Meine Sammlung ist klein, aber ich besitze zwei Raphaels, und Ihr findet außer diesem Tizian, den Ihr hier seht, Tintoretto's und Giorgione, so wie einen Fiesole und Michel Angelo dort. — Dazu ist die Gefährtin meiner Nichte ein lebendiger Tizianscher Studienkopf; ihre überraschende Aehnlichkeit mit diesem Bilde verführte mich zu dem Ankauf. —

Kommt und seht selber! Meine Nichte hat auch ein artiges Talent zur Malerei. Ihr werdet mich verbinden, wenn Ihr dem jungen Mädchen weiter helfen wolltet. Und ich sah wirklich selber, Herzog, ich begleitete meinen Gönner nach England und — malte seit dem Aufenthalt in seinem Hause nur noch schöne Frauen. Das ist meine Geschichte, Herzog."

„Aber sie ist lückenhaft, lieber Meister. Wie lebtet Ihr dort? Wo bleibt die eigentliche Fee des Märchens."

„Nun, sie war eben das wahrhaftige lebendig gewordene Tiziansche Portrait und ich — damals ein Zwanzigjähriger. Aber auch ein Sechszigjähriger hätte diesen Augen und Lippen, dieser köstlichen Frische und Gluth zugleich, ebensowenig widerstanden. Es war ihr eben nicht zu widerstehen, sie mußte Jeden, der in ihre Nähe gerieth, in ihren Lichtkreis trat, bezaubern durch ihren Reiz und ihre süße mädchenhafte Anmuth. Wenn sie mir saß, denn ich durfte sie malen, und unbe-

fangen dabei mit dem großen Hunde spielte, der ihr auch anhing, wie eben Alles ihr anhängen mußte, oder wenn sie ihren Kopf zurücksinken ließ und, die Augen halbgeschlossen, schüchtern und schelmisch wie ein Kind gestand, daß sie müde sei, und dazu das Licht auf dieser Stirn, die rosigen Töne auf diesen Schultern und dies Tiziansche Gold in diesem Haar — nun, es kam, wie es nicht anders kommen konnte: ich liebte sie.

„Ob ich den Tizian in ihr, oder sie in dem Tizianschen Portrait anbetete, das weiß ich nicht — aber das Mädchen wurde meine Lehrerin. An ihrem Kopfe, an ihren Farben studirte ich. Ihr Profilbild war mein erstes Portrait und erregte sofort Aufsehen. Nachher malte ich die bleiche kränkelnde Nichte meines Gönners, mit dem Zug des frühen Todes auf der Stirn. Das Bild gelang mir, denn sie, die reizende Esther (gestattet mir, daß ich ihren vollen Namen verschweige), verließ die Freundin keinen Augenblick und saß plaudernd und lachend neben ihr. Der

Herzog von Bedford sah diese beiden Portraits und entführte sie, um sie dem Kreise seiner Freunde zu zeigen. Man brachte sie sogar dem Prinzen und der hohe Herr gerieth über diese Mädchenköpfe, die er die rothe und weiße Rose nannte, in ein so gewaltiges Entzücken, daß er mich rufen ließ und das Portrait seiner Gemahlin bei mir bestellte. Mit diesem Auftrag war mein äußeres Glück gemacht. Damit ist eigentlich meine Geschichte zu Ende. Ich hätte ein tüchtiger Maler werden können, ein wirklicher ächter Schüler Tizians, wenn meine Fee bei mir geblieben. Sie würde meinen Pinsel in Gold und Rosenfarbe getaucht haben — es hing schon Gold an seinen Spitzen — aber sie eben verließ mich, und so bin ich nur geworden, was Ihr eben gesehen: ein Wanderer, der auf dem Wege zum Ziele an der großen Heerstraße sitzen blieb."

„Aber liebte sie Euch nicht?"

„Feen können nur Zauberer lieben, keinen gewöhnlichen Sterblichen. Und solch ein Zauberer

kam denn auch, ein böser finsterer Zauberer — und sie erlag seiner Gewalt, sie folgte ihm — sie hing ihm an — sie achtete nicht Schande und Noth — sie blieb bei ihm — wurde endlich sein Weib und jetzt ist sie — die Elendeste der Elenden! — Und nun Ihr dies erfahren, sollt Ihr auch Alles wissen: ich muß jetzt auf einige Zeit London verlassen — ich will sie suchen — denn sie ist verschwunden, sie verließ endlich ihren Peiniger, der Zauber ist gebrochen, aber ich fürchte, ihr Herz auch!"

Der Herzog blickte aufmerksam in das bleiche Gesicht des Künstlers. Ein Strahl tiefen Mitgefühls brach aus seinen Augen. Er streckte die Hand nach der Hand des Freundes aus. „Wie kalt ist Eure Hand — Ihr leidet! — Kann ich Euch in irgend einer Weise helfen? Soll ich Euch begleiten?" — „Ich danke Euch, Herzog, aber ich muß meinen Weg allein gehen. Ihr werdet spotten, daß es nur die Sorge um — ein Weib ist, die mich so plötzlich forttreibt, um ein Weib, das ich

einst liebte, als es noch jung und sorglos war, und das ich noch liebe, obgleich es einem Andern folgte, um eines Andern willen zu Grunde ging. Niemand weiß, wohin sie sich gewendet, und so muß ich sie suchen, ich, dessen erste Liebe sie war. Vielleicht kann ich ihr helfen, vielleicht nimmt sie Hülfe und Trost an von mir, dessen Leidenschaft sie ahnte — sie wird ja allein sein und elender denn je, ich fühle es. Jetzt lächelt über mich, Herzog. — Das ist meine arme Geschichte!"

„Glücklicher Godefroy", sagte Belton mit fast leidenschaftlicher Heftigkeit, „wäre ich doch an Eurer Stelle. — Wüßte ich, wie Ihr, ein Wesen, das zu suchen mich verlangte, wenn ich es verloren, dem nachzujagen ich der Mühe werth halten könnte, wenn es mich verlassen — wahrlich ich wollte ohne Klage die ganze Erde durchziehen, es wiederzufinden. — Noch einmal: Glücklicher Godefroy! — Gott geleite Euch! — Auf Wiedersehen!"

Capitel IV.

Aus einem Briefe der Herzogin von Queensbury an ihre Schwester.

Motto:
„So ging es — und geht es noch heute."
Goethe.

„Da sollt Ihr nun wiederum ein Stückchen aus meinem Leben haben, ein buntes Bildchen, wenn Ihr's so nennen wollt, ein Theilchen jener Welt, in der Ihr einst geglänzt, süße Jenny, und Ihr werdet einsehen, daß es Nichts giebt, nach dem Ihr Euch zurückzusehnen Ursache finden könntet, daß eben Nichts da ist, das Euch jenes neidenswerthe Plätzchen an der Wiege Eures Knaben und die glückstrahlenden Augen Eures zärtlichen Gatten vergessen machen könnte, theures Herz. Ich weiß es zu genau, daß Ihr dies empfinden werdet, wenn Ihr meinen Brief gelesen, wenn ich Eure Fragen beantwortet

und Euch von Allem erzählt, was Ihr zu wissen wünscht, von meinen Tagen, wie sie hingehen, so einförmig in all ihrer Abwechselung. Zunächst aber laßt mich von all denen reden, die Ihr einst liebtet und die Euch liebten. — Die letzteren bilden wohl die größere Zahl; denn wer konnte Euch, Schönste, sehen, ohne Euch zu lieben! Habe ich selbst, die eigene Schwester, Euch nicht angebetet wie der feurigste Liebhaber? Noch sehe ich Euch in Euren langen goldenen Locken und grünem Kleide, im Reiterhut mit der langen weißen Feder, daher jagend auf Eurem schwarzen Lieblingsroß. An den Stufen der Terrasse hieltet Ihr erst still, wo ich Euch dann entgegen lief. Wie leicht schwangt Ihr Euch aus dem Sattel, wie glühten Eure Wangen, wie fröhlich lachend sprangt Ihr die Steinstufen hinan: „Kitty, armes Ding, ich sage Euch, werft die Bücher weg, draußen ist's so schön, ich wollte, ich brauchte nie nach Haus zu kommen" — solche aufrührerische Worte sagtet Ihr. — Der Graf Dorset, der Euch damals

zu Füßen lag, konnte Euch kaum folgen auf Euren wilden Ritten und trabte immer hinter Euch her wie ein Verzweifelter. Und wißt Ihr noch, wie ich Euch beneidete und voll Sehnsucht nachblickte, wenn Ihr, geschmückt wie eine Königin, an der Seite unserer schönen Mutter zu den Festen fuhrt, die unsere Freunde gaben, und ich daheim bleiben und lernen mußte. Und es tröstete mich wunderbar, wenn Ihr dann Eure Hand — sie war sehr klein und sehr weiß, Jenny — auf meine Locken legtet und mich küssend leise flüstertet: „Sei ruhig, Kitty, Deine Zeit wird auch kommen, und man wird Dich feiern wie man mich jetzt feiert, und Du wirst die Königin sein unter allen schönen Frauen." Aber ich dachte doch zuweilen in meiner Ungeduld, ich würde das nie erleben; ich war sehr ungeduldig damals, Jenny. Und wenn Ihr heimkamt, weckte mich das Rollen Eures Wagens allezeit aus dem tiefsten Schlummer und ich setzte mich aufrecht in meinem Bette und wartete, bis Ihr kamt; denn Ihr vergaßt nie, Eurer

Schwester noch einen Kuß zu bringen. Wenn dann die Thür sich öffnete und die alte Miß Blunt im Schlafe aufseufzte — Ihr wißt, daß sie nie vor 9 Uhr am Morgen erwachte — dann war es, als ob ein Lichtstrahl ins Zimmer gleite. In Eurem Festgewande setztet Ihr Euch auf den Rand meines Bettes und das Diadem von der Stirn nehmend, erzähltet Ihr mir leise von Allem, was Ihr erlebt. Ich fragte nie, ich hörte Euch nur zu und spielte dann und wann mit den welken Blumen an Eurer Brust. — Der Athem stockte mir oft, o! wie lockend, wie reich und herrlich erschien sie mir, jene Welt, von der Ihr redetet. Wie heiß wünschte ich Euch begleiten zu dürfen, ich fühlte die Kraft in mir, auch jene jungen und schönen Männer in Aufregung zu versetzen, deren Namen Ihr nanntet, sie zu zwingen, mich anzubeten; ich begriff allmälig, daß ich fast so schön sei wie Ihr, süße Jenny. — Habt Ihr es noch im Sinn, jenes scherzhafte Gedicht des armen Prior von

dem weiblichen Phaëton? Ich habe das Blättchen, worauf es einst geschrieben, längst verloren, aber die Verse weiß ich noch Wort für Wort, sie waren meine erste Huldigung und dergleichen vergißt keine Frau!

„Shall I thumb holy books confin'd
With Abigails forsaken?
Kitty's for other things designed
Or I am much mistaken.

Must Lady Jenny frist about
And visit with he cousins
As balls must she make all this vout
And bring home hearts by dozens.

What has she better, pray, than I?
That all mankind for her must die,
Whilst Jam searce a toast?

Dearst Mama! for once let me
Unchain'd my fortune fry:
Ill have my Earl as well as she,
O know the reason why.

Fondness prevail'd — Mama gave way
Kitty, as hearts desire
Obtain'd the charriot for a day
And — set the world on fire.“

— — Ja, die Zeit kam wirklich, die Ihr mir verheißen, ich durfte auch jene Welt, in der

Ihr geherrscht, „in Feuer“ setzen, ich durfte wie Ihr die Herzen „zu Dutzenden“ erobern — und nun ist Alles längst vorüber — nun bin ich eine Herzogin — aber Niemand ist im Feuer umgekommen, weder ich, noch ein Anderer, und statt der „Dutzend Herzen“ hätte ich lieber ein Einziges mir gewünscht! — Heut' ist's ein Jahr, daß der arme Prior starb. Ihr wißt, der König mochte ihn nicht leiden und die vornehme Gesellschaft vernachlässigte ihn seit dem Tode der Königin Anna. Da ist er denn einsam und vergessen hingegangen, und gestern hat mir, werdet Ihr's glauben, das Weib eines Schuhflickers ein Bündelchen beschriebener Papiere gebracht, mit der Bitte, sie ihr abzukaufen, sie sei „Chloë“, die einstige Geliebte des Gestorbenen.

„Denkt, süße Jenny, es war wirklich und wahrhaftig die berühmte Chloë, jene nußbraune Maid, die er so herrlich besungen, die er so hinreißend geschildert.

„Wißt Ihr noch, wie schön wir sie uns dachten,

wie holdselig das Bild, war, das er von ihr entwarf, wie er von ihr redete, als von der Lieblichsten der Mädchen und der Treuesten aller Frauen.

„Scheltet mich nicht, ich mußte sie sehen, als sie sich bei mir melden ließ. Und wie sie vor mir stand, da beschlich mich Furcht und Trauer. Dies verwilderte, schmutzige Weib, mit den schwachen Spuren einer einstigen üppigen Schönheit, hatte sein Herz besessen! Sie nannte seinen Namen, sie recitirte Verse von ihm. „Bist Du einmal in Noth, mein Kind, so trage diese Blätter zur Herzogin von Queensbury, sie wird sie einlösen zum Andenken an Mathew Prior“, hatte er sterbend ihr gesagt. „Und ich bin in Noth; denn unser Hauswirth warf uns in der letzten Nacht auf die Straße, weil mein jetziger Mann im Trunk ihm seine Katze getödtet“, setzte sie hinzu.

„Als Mathew noch lebte, habe ich nie gehungert“, fuhr sie dann fort, „er kam allezeit mit vollen Händen zu mir. Aber ich sah ihn doch

nur selten, denn seine vornehmen Freunde hielten ihn von seinem Mädchen zurück. Wenn er sich aber losgerungen von ihnen, dann gehörte er mir ganz!" — O Jenny, hier funkelten ihre Augen wie die einer wilden Katze; „dann trieben wir uns Nacht und Tag in den Weinschenken umher", flüsterte sie, „bis er zusammenbrach! Armer Mathew, die vornehme Gesellschaft hatte ihn schwach gemacht wie ein Kind, er konnte nicht ertragen, was ich ertrug. Wie oft lag er stundenlang am Boden ohne Sinne, den Kopf auf meinem Schooß, und wenn er zu sich kam, sagte er immer: „Das war das letzte Mal, Chloë, daß Du und der Satan eine Macht gewonnen über mich! Fortan werden mich die Engel vor Euch Beiden bewahren! Leb wohl auf ewig!" — Aber sie bewahrten ihn nicht", lachte sie höhnisch auf, denn nach wenigen Wochen trat er doch wieder bei mir ein — und wir lebten toller, denn je zuvor!"

„Still, still, erzählt mir nicht weiter von ihm", befahl ich nun, „ich verlange nichts weiter

zu hören, sagt mir nur noch, was Ihr verlangt für diese Blätter, ich behalte sie."

„Nun, für eine halbe Krone sollen sie Euer Eigenthum werden", antwortete Chloë, und als ich ihr eine weit größere Summe hinwarf, stürzte sie mit der Gier eines Raubthiers darüber her und verließ mich nach kurzem Danke.

„Ich mußte aber weinen, als sie gegangen; als ich auf die Blätter blickte, die aussahen, als ob er sie eben erst beschrieben, als ich las: „An Chloë", oder „An meine süße, nußbraune Maid", oder „Als ich ihr meine Liebe gestand", „Der Rosenbusch und Chloë's Mund", „An mein treues Lieb", „An Chloë's Herz" u. s. w.

„Und das war seine Chloë! — Wie seltsam sind doch die Wege, die ein Mann wandelt, Jenny; unsere Augen vermögen das Dunkel nicht zu durchdringen, das seinen Pfad umhüllt, und wohl diesen Augen, daß sie's nicht können. Ich denke, wir müßten irre werden sogar an denen,

die wir am meisten lieben, die uns die Höchsten sind, meinst Du nicht auch?

„Was konnte Mathew Prior, das verzogene Kind unserer Gesellschaft, die empfindsame Dichterseele an dies Weib fesseln? Wie konnte er eine Umgebung ertragen, die all seinen Gewohnheiten Hohn sprach? Kennt denn ein Mann das Gefühl des Ekels nicht, des Widerwillens gegen das Unschöne, Rohe und Gemeine?

„Chloë ist vielleicht schön gewesen, aber es war doch immer nur eine Schönheit mit verwilderten Haaren und harten Händen. Konnte ihn solche Schönheit um seine Besinnung bringen, ihn, dem die vornehmsten Frauen gütig begegneten?! Was war es, das ihn aus der Nähe der bezaubernden Mary Monk, die aus Liebe zu ihm starb, forttrieb in die Arme dieses Weibes?

„Ich werde nicht fertig mit meinen Gedanken darüber, Jenny, ich habe mir eben die Liebe ganz anders geträumt, und die Liebe eines Dichters, dachte ich, müsse schöner und reiner sein,

denn jede andere Liebe. Ihr habt mich kalt gescholten, süße Jenny — es ist wahr, ich glaube nicht an jene Liebe, die ganz und ungetheilt geben und empfangen will, ich lebe zufrieden in meiner Ehe, aber ich habe meine Seele und mein Herz für mich behalten — und noch Keinen gefunden, dem ich sie anzuvertrauen irgend welche Lust verspürt. Der Herzog ist mein bester Freund, er lebt, wie es ihm gefällt, ich lebe, wie ich leben will; ich darf Jeden bei mir empfangen, der mir gefällt; wozu also die unruhige, Alles zerstörende Liebe? Ist's nicht, wenn man ihr den Eintritt in das Herz gestattet, als wenn man einem übermüthigen Kinde erlaubt, in ein zierlich geordnetes Gemach zu kommen! O weh! wie es Alles durcheinander wirft und kein Ding an der alten gewohnten Stelle läßt! Ich liebe die Ordnung, Jenny! Für die Liebe habe ich auch keine Zeit. Als ich noch die wilde Kitty war, die ihren „Earl" haben wollte, da wünschte ich mir zuweilen wunderliche Dinge, die ich selbst Euch, meiner ge-

liebten Schwester, nicht verrathen haben würde; das ist nun vorbei, und huscht vielleicht nur in der Dämmerstunde, wenn ich allein bin, noch einmal an meiner Seele vorüber. Beweist nicht die Geschichte des armen Prior, daß ein Mann es gar nicht verdient und — gar nicht wünscht, daß wir uns mit Allem was wir sind und haben, an ihn ketten? Ein so großes Geschenk belästigt ihn, er will kleine Gaben empfangen, um sich nicht allzu sehr schämen zu müssen, daß er nur kleine wieder austheilt. Wie die berühmten Maler sich der Sage nach ihr Schönheitsideal aus vielen schönen Frauen zusammensetzten, so trägt der Mann seine Liebesgöttin sich aus verschiedenen Stückchen zusammen. An dieser Frau liebt er die Augen, an jener die Schultern, hier die Hände, dort die Füße, bei der Einen die Stirn und das Haar, bei der Andern die Lippen. — Lacht darüber, süße Jenny, ich lache auch, und denkt dann, daß Euer Lord Rochester der einzige Mann, der anders liebt und anders geliebt sein will, ich gönne Euch diesen Gedanken.

„Der Herzog küßt Euch die Hände und hofft im nächsten Monat, wenn sein Podagra im rechten Fuß sich nicht verschlimmert, zur Jagd nach Wild-Castle zu kommen. Seid ihm keine allzu bezaubernde Wirthin, sonst kehrt er nicht wieder heim; Ihr wißt, wie er Euch anbetet. — Ihr fragt nach meinem Schützling, John Gay. Es ist jetzt fast von der Mode geboten, daß vornehme Frauen als die Schützerinnen der Poesie auftreten, daß sie irgend einen Dichter hüten und pflegen, wie eine seltene Blume, die sorgfältig gewartet sein will, wenn sie ihre Blüthe entfalten soll. So ist die Montagu die Schutzheilige des Dichters Pope geworden, und die schöne Mary Lepel, der Liebling des Prinzen und — der gutherzigen Prinzessin von Wales, duldet die feurige Anbetung Henry Carrey's, der einige wilde Liebeslieder gedichtet hat und wie ein Graf lebt. Einen wunderlichen Gesellen aus ihrer Menagerie führte uns vor Kurzem die Circe von Twikenham vor, wie sich Lady Montagu-Worthley so gern nennen

hört, nämlich den jungen Dichter Richard Savage. Man sagt von ihm, daß er ein Sohn der Gräfin Macclesfield und des Lord Rivers sei. Er lebt in dem Hause eines Schuhmachers und scheint seine Freude daran zu finden, wie ein Sohn des Volks in unserer Gesellschaft zu erscheinen, in vernachlässigtem Anzuge und verwilderter Perrücke! Niemand als die Montagu würde ihn so um sich dulden. Sie hat uns sein Gedicht „Der Wanderer" vorgelesen, es ist sehr ergreifend, voll wilder Poesie. Sein Gesicht ist von großer Schönheit und seine Augen haben einen sanften und traurigen Blick. Ich glaube, er leidet Noth, aber die Montagu ist die Letzte, die daran denken würde, ihn zu befragen, ob er ein ordentliches Mittagsmahl gehalten. Sie ist zufrieden, wenn sie eine neue Figur in ihrem Zimmer aufstellen kann, und ich habe ihn oft weggehen sehen an solch einem Abend in Twikenham, ohne daß ich bemerkte, ob er einen Bissen gegessen, weil eben nichts da war. Ihr wißt, daß die Lady ihre

Gäste am liebsten mit geistiger Speise bewirthet. Würde Richard Savage sich entschließen, etwas mehr Sorgfalt auf seine Kleidung und seine Manieren zu verwenden, so möchte ich mich gern seiner annehmen, obgleich es nicht Mode und nicht eigentlich erlaubt ist, daß eine Frau mehr als einen Dichter beschützt.

„Mein sanfter John Gay würde Euch, denke ich, recht gut gefallen. Er ist jetzt gesunder und fängt wieder an zu arbeiten, das ist ein gutes Zeichen. Ich meine, er sei viel hübscher, als Mathew Prior war, aber ich glaube trotzdem, daß John Gay nie so viel Glück bei den Frauen haben wird als jener. Mathew war ein Mann, der aussah, als ob er uns gegen eine Welt vertheidigen würde, und solche Männer allein lieben wir. John Gay dagegen braucht Schutz, er ist wie ein Kind, das man in einer fremden dunklen Straße allein gelassen — seit die Olfield, deren Spielzeug er war, gestorben. Eine losgelöste Ranke ist nicht hülfloser als er, wenn keine Hand ihn sanft leitet, er

braucht allezeit eine Stimme, die ihm zuredet, Andere müssen für ihn sorgen und denken. Und so schütze ich ihn und denke und sorge für ihn. Wir Frauen, die wir uns immer unter den Schutz des Mannes begeben und uns dann erst sicher fühlen, verspüren trotzdem das Gelüst, selbst wiederum Schwächere zu schützen, ein Kind, einen Kranken, einen Vogel, einen Hund. Und sie steigert sich bis zur Aufopferung, diese Lust, wenn es unser Kind ist, das wir schützen dürfen; habe ich Recht, Jenny? Ich soll diese Freude entbehren — es ist kein Wesen in meinem eigenen Hause, das eine Aufopferung von mir verlangt, nun, so habe ich denn John Gay zu meinem Schützling erklärt. Der Herzog ist mit meiner Wahl einverstanden, obwohl dieser angenommene Sohn kaum jünger sein dürfte, als seine mütterliche Schützerin. Wir haben ihm in Charterhouse eine feste Wohnung gekauft. John Gay ist dankbar und offen wie ein junges Mädchen; wie verschlossen war der arme Prior! Wie ein Kind

freut er sich an einem glanzvollen Leben, an dem Reichthum, Alles berauscht und blendet ihn — deshalb gelang es auch der üppigen Zauberin Olfield, ihn so lange und fest zu umstricken. Die weißen Hände John Gay's, das sage ich Euch, würden nie die Hand einer Chloë berühren. Die Frauen, die er anbetet, müssen in seidenen Gewändern daherrauschen und goldgestickte Schuhe tragen. Ihr seht, er ist nur da, anzubeten, nicht aber angebetet zu werden. Seine Gedichte gleichen ihm, es sind zierliche, halberschlossene Blüthen, die der Wind herabwehte vor der vollen Entfaltung, keine einzige wilde fremde Blume ist darunter, wie jenes Gedicht Priors: „Henry und Emma", das uns die Mutter nie zu lesen erlaubte und das wir doch — wißt Ihr noch — versteckt in einem wilden Kastanienbaum in der einsamsten Stelle des Parks lasen. Und ich war es, die am Schlusse ärgerlich sagte: „O, das ist tolles und dummes Zeug, nicht der Strafrede werth, die Miß Blunt mir halten wird wegen des beim Klettern zerrissenen Kleides."

Ihr aber saßet still und mit glühenden Wangen in dem dunklen Laube, und erst nach einer langen Weile flüstertet Ihr: „Es ist nicht toll, Kitty, Ihr werdet Euer Wort noch einmal zurücknehmen, denkt an mich; es ist nur eine große Liebe, von der solch ein Kind freilich noch nichts versteht, eine Liebe, die Erde und Himmel vergißt, und das ist das Schönste unter der Sonne!“ — Einen Gruß soll ich Euch zu Füßen legen von einem ehemaligen Spielgenossen, von dem wilden Frank, jetzt Herzog von Belton. Ihr wißt, wir zankten uns immer mit ihm, wenn er bei unserm Nachbarn, dem Grafen Dorset zum Besuch war; er nannte uns furchtsam, wenn wir nicht in seiner Weise mit ihm jagen und reiten wollten. Im Grunde liebte ich ihn damals, wie die zärtlichste Schwester einen Bruder nur lieben kann und habe ihn auch später, als wir getrennt wurden, nicht vergessen. Ihr, die Aelteste, habt ihn immer ein klein wenig hochmüthig behandelt, er erinnerte mich daran, als ich ihn in einer Gesellschaft bei der Prin-

zessin von Wales zuerst wiedersah. Man redet viel Uebles von ihm, er lebt wild in Gesellschaft wilder Freunde und vernachlässigt seine schöne Frau. Seltsamer Weise habe ich aber kein Mitleid mit ihr, nur allein mit ihm, so sehr ich mich auch deshalb zuweilen schelte. Er ist tief elend, trotz seiner scherzenden Lippen. Seine Augen sagen allezeit: „Wie arm ist das Leben!“ Seht, süße Jenny, trotz aller wüsten Geschichten, die sie von ihm erzählen, und die er selber oft lachend bestätigt, könnte ich wohl begreifen, wenn eine Frau zu diesem Manne eben sagte: „Ich will Dir Seele und Leben geben zu Deinem Eigenthum, ich will Dich lieben wie Du nie geliebt worden, und für Dich sorgen so lange, bis Du sagen gelernt: das Leben ist doch reich!“ — Die Herzogin erscheint jetzt kälter und schroffer gegen ihn denn je, man sagt, sie wisse, daß eine neue Geliebte ihn augenblicklich mehr als irgend eine seiner früheren schönen Freundinnen gefesselt halte — und es ist wahr, man sieht ihn sehr selten in unserer Gesell-

schaft. — Ein berühmter Mann wurde mir vor Kurzem durch Sir Richard Steele zugeführt, der Dechant Swift aus Dublin. Geliebte Jenny, es ist kindisch, ich weiß es, aber ich möchte nicht allein sein mit ihm — er sieht aus wie ein Mörder. Man erzählt sich, daß die Gesellschaft der devils dozen, deren Gast er geworden, ihm helfen solle, seine entlaufene Frau aufzufinden. Diese vornehme und doch so gefährliche Bande macht viel von sich reden. Sie soll Nachts in allerlei gräßlichen und abenteuerlichen Verkleidungen die Straßen durchziehen, um eine Spur der Vermißten zu entdecken. Was die Entflohene so plötzlich von ihm getrieben, weiß Niemand.

„Die Montagu, — Ihr wißt, sie hat die kleine Schwäche, sich lieber so, als nach ihrem zweiten Manne, dem ehrenwerthen Lord Worthley zu nennen, — bestrahlt auch ihn mit dem vollen Sonnenschein ihrer Gnade, er ist viel in Twikenham zum großen Kummer Pope's. Sie tritt immer mehr wie eine Königin auf, seit sie aus der Türkei

zurückgekehrt, und der Lord hat viel zu leiden. Man sagt, er müsse noch immer die Dienste einer Kammerfrau versehen, um solch ein kostspieliges Hausgeräth zu sparen, und werde bei solcher Gelegenheit oft gar arg gescholten. Sehr geschickt mag er freilich nicht sein, denn die türkischen Gewänder, in denen sie zu erscheinen liebt, hängen in seltsamen Falten um ihre Gestalt, und ihre Schuhe sehen immer aus, als habe man sie verwechselt mit den Schuhen eines Mannes. Ihre Taschentücher verliert sie noch häufiger denn sonst, und der Mittelfinger ihrer rechten Hand ist allezeit von Weitem kenntlich unter allen Frauenfingern, an einem schlecht verwaschenen Dintenfleck. Die Männer behaupten, sie trage ihn mit Absicht zur Schau, um Allen kund zu thun, daß sie Bücher schreibe. Wäre sie nicht hübsch und so blendend in ihrer Unterhaltung, man würde wohl noch viel unbarmherziger über sie und ihre Gewohnheiten herfallen; denn die Männer lieben es nun einmal nicht, wenn sich die Frauen in ihre Geschäfte mi-

schen, und werden das nie ertragen lernen. Und die Montagu spielt den Arzt, ist klüger als die Meisten und schreibt gar Bücher, Grund genug, um sie zu hassen. Wir sehen uns nicht oft, denn sie hält mich ihrer Freundschaft nicht würdig. „Ihre Erziehung wurde vernachlässigt, sie wuchs wie ein wildes Füllen auf, die arme Herzogin, sie weiß eben Nichts“, sagt sie von mir. Ich bin mit diesem Urtheil zufrieden, nun läßt sie mich endlich in Ruhe! Eine Zeit lang, als sie zurückgekehrt, erschien sie häufig bei mir, ich glaube, sie hatte es auf John Gay abgesehen, er gefiel ihr. Aber mein sanfter Schützling fürchtete sich vor der berühmten Frau und redete kaum ein Wort in ihrer Gegenwart. Auch mich macht ihre Nähe beklommen; nie fühle ich mich mehr von allem Geist verlassen, als wenn sie mich mit ihren kalten Augen anschaut. Ihr glaubt nicht, theures Herz, was für fade Dinge ich dann rede, wie mir auch gar nichts Kluges einfällt, weil ich eben immer darüber nachgrüble: was willst du ihr sagen, daß

sie dich nicht für gar zu einfältig hält. Der arme Pope ist nun wirklich ihr Haussklave geworden, er hat ihr täglich ein Gedicht zu liefern. Er liebt sie nicht, glaube ich; allein er ist eitel genug, um sich gern bei jeder Gelegenheit neben einer Frau zu zeigen, die nun einmal viel besprochen und bewundert wird. Kürzlich in einer Gesellschaft beim Herzog von Belton hat der Prinz von Wales wohl eine halbe Stunde lang mit der Montagu geredet, während welcher Zeit Pope, geduldig hinter ihr stehend, ihren großen Fächer von Pfauenfedern und einen kleinen Teller mit Früchten halten durfte. Als der Prinz sie verlassen, wendet sich die Montagu langsam, nimmt den Arm des neben ihr stehenden Bathurst und sagt im Vorüberstreifen zu ihrem Getreuen: „Bringt mir den Fächer morgen nach Haus, ich brauche ihn heute nicht mehr.“ — Rings umher lächelnde Gesichter, — der Dichter fühlt sich tödtlich verletzt. Er wirft den Fächer auf den Tisch und stürzt, nach kurzem Kampfe, durch alle die glän-

zenden Säle dem Ausgange zu, den er aber lange vergeblich sucht. Als er ihn eben gefunden, tritt ihm die grausame Herrin wiederum entgegen. Nur einen Blick wirft sie ihm zu und er ist gefangen — so erzählt Belton. „Pope, meinen Wagen — ich sterbe hier — ich bin krank", flüstert sie ihm schmachtend zu. Er ist von Neuem gefesselt — er ruft und sucht ihren Wagen.

„Wohl eine Stunde ist darüber vergangen, denn der arme kurzsichtige Pope hatte sich vielfach verirrt in den Hallen und Gängen des Beltonschen Hauses. Endlich stürzt er wieder hinauf, wahrscheinlich in fieberischer Aufregung durch die Hoffnung auf den Vorzug, sie begleiten zu dürfen. Er findet die Montagu im lebhaftesten Gespräch und umringt wie gewöhnlich. Den Kreis durchbrechend, meldet er leise und schüchtern den Wagen. „Ich bin bereit", sagt sie ihm nachlässig und wirft ihm ihren türkischen Shawl zu. Aber sie war noch nicht bereit, sie plauderte noch mit dem Minister Townshend über den Orient. Und so steht er

harrend wiederum wohl eine Stunde, bleich vor Erregung und halb betäubt von dem Duft des Rosenöls, der allezeit die Nähe der Montagu verkündet. Endlich nimmt sie lächelnd Abschied, winkt ihrem geduldigen Anbeter und — legt ihre Hand auf den Arm des jungen Lord Hervey, von dem sie sagen, nur sein Geist sei größer als seine Häßlichkeit — der geleitet sie hinab. Da hat ihr Pope freilich den Shawl in den Wagen geworfen und ist ohne Hut hinausgestürmt in die Nacht. Am nächsten Tage will man ihn aber doch wieder in dem Wagen der Montagu gesehen haben. — Morgen hoffe ich Beiden zu begegnen, der ältere Bathurst giebt ein großes Fest, der Cuzzoni zu Ehren. Ihr wißt aus meinen früheren Briefen, daß sie m i c h nicht berückte, die kleine Zauberin, ich liebe nur eine Stimme, die uns zu Thränen bringt, wie der süße Gesang der Anastasia Robinson. Wie traurig, daß sie aus der Welt für uns verschwunden, und doch — wie glücklich mag sie sein,

daß sie für den Einen leben darf, den sie liebt, und nur für ihn. Lady Mordaunt, obgleich sie das Verhältniß ihres Mannes zu der Sängerin kennt, erscheint stets heiter an seiner Seite. Sie schmückt sich wie ein Kind, sie wirft ungeheure Summen hin für einen seltenen Stein, für ein Pferd, für ein Kleid, sie flattert von einem Fest zu dem andern, immer noch schön, immer sorglos und fröhlich. Selbst der Tod ihres einzigen Kindes hatte diese Frau nicht zu wandeln vermocht. — Es sind freilich schon zehn Jahre her, daß die kleine Annie starb, aber ihr Vater, glaube ich, betrauert sie noch, als ob er eben an ihrem Sterbelager gestanden. Und dazu diese heimliche traurige Liebe zu der Nachtigall Anastasia im Herzen! Wie ich ihn beklage! Sein edles Gesicht redet von schweren Kämpfen, Jenny, und nur die Musik verscheucht zuweilen jenen ergreifenden Ausdruck tiefsten Kummers von seiner Stirn. — Ihr wißt, daß der deutsche Musikmeister Händel hier sehr geehrt wird. Der stattliche Mann mit dem

kühnen Blick gefällt mir! Die königliche Akademie, unsere Oper, kostet zwar dem Könige und uns, dem Adel, der sie ja erhält, große Summen, aber sie glänzt auch, seit Händel als Dirigent ernannt worden, wie ein Stern. Senesino, der italienische Sänger, ist ein seltener Wundervogel und die blendende Cuzzoni verdrängt jetzt die schöne leidenschaftliche Durestanti. Man redet auch davon, daß es dem deutschen Musikmeister gelingen werde, die vielgerühmte Sängerin Faustina Bordoni aus Italien herbeizulocken. Der Geigerkönig Correlli und der Buononcini, der jetzt aufhört, Opern zu schreiben, seit Händel seinen Mucius Scävola hier aufführte, haben sich endlich mit dem Deutschen ausgesöhnt. Seine Musik ist von großer Gewalt, mehr erhaben als einschmeichelnd; ich hörte auch eine Oper, Rinaldo, von ihm, die Cuzzoni sang darin. Die verzogene Sängerin schildert den Händel als einen ächten deutschen Bären, und hat eine gewaltige Furcht vor ihm. Ich möchte wohl einmal mit ihm sprechen. Er sieht

aus wie ein König. Wunderlich ist's doch, daß wir nur fremde Musik hören, warum kommt Niemand aus unserem Volke darauf, eine ordentliche Oper zu schreiben. Ich redete darüber noch vor wenigen Tagen mit John Gay. Der aber lächelte ganz geheimnißvoll und sagte: „Habt noch eine Weile Geduld und Ihr werdet Wunderbares erleben.“ — Der Herzog wünscht mit mir einen Spazierritt zu machen. Ich muß Euch diese Zeilen also unvollendet senden. So viel ich geschrieben, so ist mir doch, als ob ich Euch noch nicht den hundertsten Theil erzählt von dem Erzählenswerthen. Noch Eins. Ich vergaß Euch zu sagen, daß Lord Chesterfield viel bei mir ist. Jenen viel gerühmten und durchdringenden Geist und scharfen Witz, den ich früher nur fürchtete, bewundere ich jetzt und freue mich an ihm.

„Es ist seltsam, daß ich ihm gegenüber nie über meine Rede und Gegenrede nachdenke und doch — so hoffe ich — nie ein albernes Wort sage, und bei der Montagu dagegen nur kindisches Zeug reden muß.

Eines solchen Mannes Freundschaft zu erringen, scheint mir das Höchste, was eine Frau zu erreichen hoffen könnte. Er ist bedeutender und liebenswürdiger als alle Männer, die ich bis zur Stunde sah — meinen theuren Schwager, Euren Lord Rochester ausgenommen. — Ihr seht, süße Jenny, es steht nicht einmal der leiseste Wunsch nach jener Liebe auf, die Ihr mir so oft als des Lebens einzig lohnenden Inhalt preist. — Erinnert Ihr Euch noch, wie heftig ich einst über jene Stelle des Sophokles weinte: „weh — weh, wie viel Leid hat die Liebe den Menschen gebracht.“ In meinem heutigen Briefe ist auch keine einzige lustige Liebesgeschichte; es will mich oft bedünken, als gäbe es überhaupt keine fröhliche Liebe auf Erden, als — die Eure, geliebtes Herz.“

Capitel V.

Jamie.

Motto:
„Nacht ist's umher, — —
Nicht Sonn, nicht Mond, kein milder Schein
Erleuchtet meinen Pfad."
Händels Samson.

Die Pflegerin des blinden Jamie Dryden, die mit ihm in einem kleinen grünumrankten Hause in Oldstreet lebte, stiller und versteckter als ein Veilchen im Grase, war eine berühmte Frau, nämlich Elisabeth Thomas, die „blaue Blume" eines vielgefeierten Dichters, Drydens Corinna.

Viele, viele Sommer waren dahin gegangen, seit sie, ein ganz junges Geschöpf von kaum funfzehn Jahren, neben ihrem poetischen Anbeter in der Laube des kleinen Pfarrgartens sitzend, seiner melodischen Stimme lauschte, mit der er ihr die Ode des Alexanderfestes vorlas. Wie ein Traum

lagen die Tage ihres kurzen Liebesglücks hinter ihr — das bittre traurige Ende war verschmerzt, und nur jene himmlische Rosenzeit selber leuchtete in ihrer Erinnerung, die Zeit, in der sie von ihm geliebt, in glänzenden Versen gefeiert, ein Märchen lebte. — Die schönsten Märchen enden aber traurig, denn irgend eine böse neidische Fee spielt immer im Schlußact mit. Diese Fee trat denn auch hier auf, in der Gestalt eines reizenden Mädchens, der Tochter des Grafen von Berkshire, Eliza Howard. Sie war vornehm, jung, schön und reich und wandte dem gefeierten Dichter ihr Herz zu. Dryden aber war — ein Mann. Es schmeichelte ihm mehr, die Rose an der Brust zu tragen, die Königin der Blumen, als das Veilchen, das unscheinbare Frühlingskind, und so warb er denn allen Ernstes um die Grafentochter. Sie reichte ihm auch wirklich, trotz allen Widerstrebens ihrer Familie, die schneeweiße Hand und erhob ihn somit zu dem Range ihres ersten Sklaven. Der Dichter träumte von einem Para-

diesesgarten — ach, er verwandelte sich in ein schattenloses, unfruchtbares Feld. Eliza war geistlos und von heftiger Gemüthsart, ein verwöhntes Weib. Sie fand keinen Geschmack an seinen Arbeiten, hatte kein Verständniß für seine Verse, wenn sie einen anderen Gegenstand als ihre eigenen Reize besangen und feierten, und keine Geduld mit den Stimmungen einer Dichterseele. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, Drydens Muse zu heißen und ewig zu bleiben, und sie geberdete sich doch im Zusammenleben mit ihm wie eine irdische, launenhafte Frau. Verlangte er aber die opferwillige, zärtliche Liebe einer Irdischen, so nahm sie die Miene einer unnahbaren Göttin an. War sie doch die Grafentochter, die durch das Opfer ihres Namens und ihrer Stellung sich ewige Dankbarkeit erworben zu haben meinte. Dabei quälte sie ihren Gatten mit einer maßlosen Eifersucht, die sie sogar, als sie ihn eines Tages in seine Studien vertieft sah, in die zornigen Worte ausbrechen ließ: ein Buch sei glücklicher denn eine

Frau — sie wünsche ein Buch zu sein, um doch endlich ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit zu werden. — „Ich wünsche es auch, mein Lieb“, antwortete der Gequälte, „aber Ihr müßtet dann ein Kalender werden!“

„Warum?“

„Weil ich Euch dann alljährlich austauschen könnte!“

Ob er wohl in diesem trüben Leben an sein verlassenes Veilchen dachte? — Elisabeth Thomas erfuhr es nicht. — Sie war einige Jahre nach der Trennung von Dryden, als ihre Eltern gestorben, in das Haus eines verwittweten Bruders des Geliebten gezogen, der um ihre Hülfe bat. Sie pflegte und erzog dessen Kinder und schaltete und waltete dort in geräuschloser Sorge wie ein Engel der Barmherzigkeit. Das älteste der Kinder war blind, und der hülflose, schöne Knabe, Jamie, wurde ihr besonderer Liebling. Er hing an ihr mit tiefer, leidenschaftlicher Zärtlichkeit, sie war ihm Mutter, Gespielin, geduldige Lehrerin und

Freundin. Eine unendliche Freude an der Musik zeigte sich früh bei ihm, eine liebliche Stimme und ein bedeutendes Talent, das Gehörte festzuhalten und auf dem kleinen Spinett (es war aus Elisabeths Elternhause eingewandert) wiederzugeben. Elisabeth war es, die ihren Schützling anfangs unterrichtete und dann später zu dem berühmten Organisten von St. Giles, William Magnus, brachte, der den Knaben in die erhabene Klangwelt der Orgel einführte. Diese göttlichen Töne schenkten ihm Licht und Frieden und unzählige glückliche Stunden. Seine Fortschritte waren so gewaltig, daß sein Lehrer darüber erstaunte und ihn gar bald als seinen Gehülfen annahm. Welch ein Gefühl für den Vater und die Geschwister, als zum ersten Male während des Gottesdienstes die Orgel unter den Händen des Sohnes und Bruders ertönte, welch selige Freude für Elisabeth. Sie zerfloß in Thränen und hatte kaum die Kraft, die Kirche zu verlassen, die Kniee bebten unter ihr. An den Ausgang des Chors

schlich sie und setzte sich auf die Stufen der Treppe, die zur Orgel führte, nieder, wartend, bis ihr Liebling herabkam. Und sie sah ihn heruntersteigen, den schlanken Jüngling, die Hand leicht auf das Geländer gestützt, sie hörte ihn heiter reden mit dem alten Kirchendiener, der ihn geleitete. Aber wenige Stufen von ihr entfernt stand er plötzlich still: „Elisabeth“, murmelte er, und ein Ausdruck unendlicher Erregung und Zärtlichkeit flog über sein junges Angesicht, dann streckte er suchend die Hand aus. Einen Augenblick später lag er an ihrem Herzen und alle die berauschenden Worte des Stolzes und der Freude, wie sie nur ein Frauenherz zu erfinden und nur Frauenlippen so süß auszusprechen vermögen, trafen sein Ohr.

Das war ein seliger Tag im Leben Beider. Er lag nun freilich schon viele Jahre hinter ihnen. Jamie Dryden hatte sein fünfundzwanzigstes Jahr vollendet und war bereits Vertreter seines Lehrmeisters, und das Haus war öde geworden. Der Vater war gestorben, ruhig über das Geschick

seines Lieblingskindes, die Brüder und Schwestern in die Welt gezogen, verheirathet — es wurde allmälig still um die Beiden, und doch meinten sie heimlich, es sei eben so am Schönsten. Wie traulich erschien das Wohnzimmer Elisabeths. Das Asyl einer guten Fee war es für gar manche bedrängte Seele, denn Elisabeth Thomas streckte die Fühlfäden ihres mitleidigen Herzens nach allen Seiten aus und viele ihrer Schwestern, die ein geheimes Leid trugen, fanden bei ihr Trost und Aufnahme. Nichts ist barmherziger, dankbarer, opferwilliger, als ein Frauenherz, das Viel gelitten und wider Erwarten noch ein spätes Glück gefunden. Durch ihr Verhältniß zu Jamie war für Elisabeth Thomas nach langer sternenloser Nacht ein klarer, wunderschöner Herbsttag aufgegangen, und sie hatte nun mit jedem vereinsamten traurigen Herzen, das kämpfte und litt wie sie gekämpft und gelitten, ihren unverhofften Antheil an Sonnenschein und verspäteten Blumen theilen mögen. Ihre Augen blickten so sanft wie der blaue Himmel

im Frühling, es war jener gedämpfte Glanz, den nur Augen haben können, die viel weinten. Ihre Stimme war so süß und leise — Jamie verglich sie immer mit dem fernen Ton einer Flöte — o, wie er sie liebte, diese Stimme — ihr Lächeln so erquickend und ihre ganze Erscheinung wohlthuend. Klein und zierlich, in der äußersten Weise sorgfältig, wenn auch einfach gekleidet, das noch immer schöne blonde Haar unter einem anschließenden weißen Häubchen verborgen, glitt sie so geräuschlos einher, und der Eindruck ihrer Erscheinung war ein unendlich anmuthiger, besänftigender. Nie war sie müßig, allezeit sah man sie mit einer Arbeit in den feinen Fingern. Nur eine Eigenheit zeigte sie. Die Stunde der Dämmerung war ihr noch immer unerträglich. Beim leisesten Schatten des Abends verhing sie ihre Fenster und zündete jene wunderlich geformte Lampe an, die ihr Dryden einst geschenkt. In der Dämmerung war es ja gewesen, als er ihr vor langen Jahren gesagt: „Lezzie, wir müssen scheiden — ver-

geßt mich — ich bin Eurer Liebe nicht mehr werth, — Elisabeth Howard ist seit gestern meine Braut.“ Seit jener Stunde, der gräßlichsten ihres Lebens, ertrug sie keine Dämmerung mehr. — Die Abendstunden nach dem bescheidenen Mahl wurden stets mit Musik ausgefüllt, die auf das Herz Elisabeths so wunderbar beruhigend wirkte. Dann spielte der Blinde alte herrliche Kirchenweisen, wie sie ihm sein Lehrer gelehrt, oder reizende, traurige Melodieen, wie sie aus seiner eigenen Seele emporstiegen. Dazwischen, wenn er ausruhte, las Elisabeth ihm zuweilen einige jener Verse vor, an denen die Erinnerung ihres höchsten Glückes hing, wie Thauperlen an Blumen. Ach, sie brauchte sie nicht mehr zu lesen — jede Strophe wußte sie auswendig! Die vergriffene Ausgabe seiner ersten Gedichte, „An Corinna“, war aber das Einzige, was sie von ihm besaß, sie hatte keine Zeile seiner später entstandenen Werke von ihm gelesen; mit jenem kleinen Bande, ihr gewidmet, war er ja für sie gestorben.

Eine seltene Abneigung verrieth Jamie gegen seinen berühmten Oheim. Kannte er doch durch seinen Vater die Beziehungen, in denen die geliebte Pflegerin zu ihm gestanden, und ihr Leiden um ihn. Er ertrug es nie, Elisabeth von ihm reden zu hören, und es war ihm eine größere Marter, als sie es ahnete, wenn sie ihm seine Verse vorlas. „Es ist keine Kunst zu dichten, wie er dichtete“, sagte er einmal mit glühenden Wangen, indem er leidenschaftlich die Hände zusammenpreßte. „Habt Ihr ihn nur geliebt um dieser Verse willen?“ — „Ja, Jamie, denn sie waren es doch zunächst, die mich bezauberten.“

„Und würdet Ihr den wieder genau so lieben müssen, wie Ihr ihn geliebt, der so dichtete, wie er?“

„Ich glaube“, scherzte sie wehmüthig lächelnd, „aber es wird und kann eben Niemand mehr so dichten wie er, und ich lese auch seitdem keine Verse mehr.“

Es schmerzte sie oft, den Jüngling mit einem

Gefühl, das dem Hasse ähnlich sah, den Namen seines Oheims nennen zu hören, und einmal überwältigte es sie so, daß sie sich mit schmerzlicher Bitterkeit von ihm wandte und ihm ihre Hand entzog. „Es martert mich, daß Du ihn nicht liebst", sagte sie, „Du machst mir Schmerz; ich habe nie geglaubt, daß Jemand von ihm wissen und ihn nicht lieben könne."

Aber da hatte er mit einer Heftigkeit, die sie erschreckte, ihre Hände an sich gerissen und sich mit ausbrechenden Thränen vor ihr auf die Kniee geworfen.

„Verlange Alles, verlange Leben und Seele von mir, nur nicht, daß ich ein Geschöpf lieben soll, das Dich auch nur eine Stunde lang leiden ließ."

Er zitterte, sein ganzes Wesen schien in Aufruhr. Elisabeth hatte Mühe, ihn zu beruhigen, sie that es mit der Zärtlichkeit einer Schwester, mit der Anmuth und Innigkeit einer Liebenden. Jamie's Erregung ging auch vorüber, er wurde

allmälig wieder ruhig und sanft wie er sonst immer erschien. Seit jener Stunde aber las Elisabeth Abends keine Verse Drydens mehr — sie wählte andere Bücher, die ihr Magnus auf ihre Bitte zusandte für den Liebling — sie nannte auch fortan den Namen des verlorenen Geliebten nur noch — in ihrem Gebet. —

Es war ein Sonntag Abend. Elisabeth hatte eben ihre bescheidene Toilette zum Mittagsmahl beendet. Die kleine Tafel im Speisezimmer war sorgfältiger denn gewöhnlich hergerichtet, an den Sonntagen erwartete man immer einige Gäste in dem kleinen Hause, nämlich den Musiker Pepusch mit seiner Frau und Pflegetochter und einen andern deutschen Musiker, Georg Händel, sowie auch den Organisten von Saint Giles, den wunderlichen Magnus, der die Frauen haßte und sich doch von der kleinen Lavinia so viel gefallen ließ. Frau Margareth, die langjährige Freundin Elisabeths, blieb dann immer bis zum Abend des nächsten Tages, um sich gründlich auszureden

nach Frauenart. Jene flüchtigen Stunden zum Plaudern nach dem Essen waren nach ihrer Ansicht kaum der Mühe werth anzufangen, und die „Kinder“ freuten sich ja auch allezeit so sehr aufeinander. Jamie wanderte schon jetzt ungeduldig in der kleinen, teppichbelegten Stube Elisabeths auf und ab. „In einer Viertelstunde kann sie hier sein, Deine junge Freundin“, sagte Elisabeth und legte ihre Hand auf die seine. Zitterte sie nicht wie im Fieber, diese schlanke Jünglingshand? Sie sah besorgt in sein Gesicht, aber es war nur eine leichte Röthe, die über seine Wangen flog, sonst erschien es schön und ruhig wie immer, und die großen blauen Augen blickten, Elisabeth meinte es wenigstens, nicht mit dem starren Ausdruck der Blinden, sondern fast träumerisch vor sich hin. Mit einem leisen Seufzer wendete sie sich ab. Eine seltsame eifersüchtige Unruhe kam über sie. „Sie sind schon in der Straße“, sagte der Blinde jetzt aufhorchend. „Kind, ich höre aber Nichts!“ „Du kannst es glauben, es ist

Händels Schritt, den ich höre, und Lavinia's kleine Füße trippeln neben ihm her. In wenigen Minuten werden sie vor der Thür sein!"

Und nach kaum fünf Minuten hörte man wirklich den Klopfer, gleich darauf fröhliches Lachen im kleinen Parlour, und dann traten sie alle herein, die „Kleine" zuerst, die sich an den Hals Elisabeths hing und Jamie's Hand schüttelte. „Mädchen, Du wirst groß, heute fällt mir's zum ersten Male auf", sagte Pepusch, „Elisabeth ist wirklich kaum noch einen halben Kopf höher!"

„Laßt mich nur, bin ich doch noch lange nicht so hoch als der Musikmeister!"

„Die Grazien mögen Dich behüten vor solcher Größe", lachte Händel.

„Dafür ist er auch unser König und Herr und mein vielgeliebter Landsmann obendrein, auf den wir Alle stolz sind, hier und drüben!" sagte Pepusch warm und ließ seine Hand auf die Schulter Händels fallen.

Wie ein König sah er wirklich aus, der deutsche

Musiker, mit der mächtigen Gestalt, den riesigen Schultern und dem stolz getragenen Haupte. Sein Gesicht war edel geschnitten, die Färbung frisch, die Lippen voll, die Stirne gebietend und die Augen lichterfüllt. Die große Perrücke mit den lang herabwallenden Locken schien kein unpassender Rahmen für diesen mächtigen und bedeutungsvollen Kopf. Seine Stimme hatte einen überwältigenden Klang, es war immer, als ob er sie gewaltsam dämpfe in den engen Räumen eines Zimmers. Mit besonderer sanfter Zärtlichkeit legte er den Arm um Jamie's schlanke Gestalt und redete mit ihm. Er liebte den Blinden, er erkannte die reine musikalische Seele, die diese zarte Hülle bewohnte, er pflegte ihm sogar zuweilen irgend einen neuen musikalischen Gedanken zuerst mitzutheilen, ihm Plan und Gang einer Schöpfung darzulegen, aus einander zu setzen und vorzuspielen. „Er hört feiner und besser, als wir Alle", sagte er, „ihn zieht Nichts ab, er stürzt sich mitten hinein in den goldenen Strom und läßt sich

tragen, während wir, weil wir eben sehende Augen haben, zagend am Rande stehen bleiben und die Wellen nur vorüber eilen sehen."

Der Organist von St. Giles dagegen, der vielgerühmte Orgelspieler Magnus, war ein kleiner verwachsener Mann von einigen vierzig Jahren. Wer ihn nie auf der Orgelbank beobachtet, oder wenn Lavinia, das Pflegkind des Musikers Pepusch, ihn eben neckte, der mußte ihn für den steifsten, unerträglichsten Murrkopf halten. Wortkarg und schroff in seinem Wesen, stieß er Jeden ab, der sich ihm näherte; er hatte keine Freunde und brauchte keine. Nur der Anblick seiner geliebten Orgel erhellte dies faltige braune Angesicht und ließ etwas wie Sonnenschein über diese ernste Stirn gleiten. Wenn er mit dem jungen Mädchen scherzte, verloren sich auch die mürrischen Furchen um den Mund und seine Augen wurden fast schön durch den Ausdruck innigsten Behagens. Freilich war er nicht immer in der Laune, sich von ihr quälen zu lassen; aber sie ließ sich durch

einen finstern Blick, ein rauhes Wort, oder selbst eine unwillige Handbewegung nicht so leicht abschrecken. Wie eine kleine hartnäckige Mücke kehrte sie immer wieder auf dieselbe Stelle zurück, von der man sie eben verjagt. Sie hatte bei dem kleinen Sonntagsmahl allezeit ihren Platz zwischen dem berühmten Orgelspieler und ihrem jungen Freunde Jamie. Es schien dann oft, als ob sie für jeden ihrer Nachbaren ein anderes Gesicht in Bereitschaft hätte. Gegen Magnus war sie neckisch und zänkisch wie ein kleines verzogenes Mädchen, naschte ihm die besten Bissen von seinem Teller, nippte aus seinem Glase, zupfte an seiner Perrücke und that in einem Athem zwanzig Fragen; dem jungen Dryden gegenüber benahm sie sich dagegen wie eine zärtliche Schwester. Mit dem feinen Zartgefühl und Takt der Frau, behandelte sie ihn nicht wie einen Blinden, höchstens wie einen Genesenden. Sie ahnte, wie wohl dies seinem Herzen thun mußte. Mit leiser Stimme zu ihm redend, erzählte sie ihm von Allem, was sie ge-

sehen und erlebt, sie beschrieb ihm nichts, sie schien vorauszusetzen, daß er Alles wisse und kenne. Wie dankbar empfand er diese zarte Rücksicht. Bei Elisabeth und bei Lavinia allein fühlte er sich deshalb nie hülfsbedürftig, und das war eine so köstliche Empfindung, daß er um ihretwillen schon jenes Mädchen, welche sie in ihm hervorrief, brüderlich geliebt haben würde. Aber da waren noch ihre kleinen Hände, mit raschen Pulsschlägen, keine anderen waren so weich und warm, außer den Händen Elisabeths; aber diese waren so schlank und zart — es waren mehr die Hände einer Heiligen, zum Kusse für fromme Pilger geschaffen. Lavinia's unruhige Hände an die Lippen zu drücken, war aber Jamie noch nie in den Sinn gekommen. Er hielt sie nur so gern fest, er legte auch nie seine Stirn hinein, wie in die Hand seiner geliebten Pflegerin, er faltete die niedlichen Finger mit seinen Fingern — es gab kein hübscheres Spielzeug, als eben diese Hände. Und dann waren noch lange weiche Flechten da, die sich

Jamie zuweilen um den Arm wand, bis der kleine Kopf, dem sie gehörten, an seine Brust sank und dort still liegen blieb und die Stimme Lavinia's bat: „Nun erzähle aber auch eine Geschichte." Und das that er dann allezeit, und die wilde Lavinia blieb ruhig, wie sonst nie, und lauschte der sanften Stimme ihres Freundes, nur zuweilen durch einen tiefen Seufzer des Mitgefühls seine Erzählungen begleitend. Traurig waren sie freilich alle, Jamie's Geschichten, aber die Kleine verlangte nie eine fröhliche zu hören. Sie wurde auch nie müde dabei, ihr Gesicht trug am Schlusse seiner Geschichten noch denselben gespannten Ausdruck des Aufhorchens, wie am Beginn derselben. Und er? Nun er hätte die ganze Nacht hindurch reden mögen, um nur den sanften und frischen Athem zu fühlen, der an seiner Wange hinstrich, und das Pulsiren der kleinen Hände, und den Duft ihres Haares einzuathmen. Und er hatte auch ein Geheimniß, das er mit ihr allein theilte, und das er sorgfältig vor Aller Augen

verbarg; von diesem redeten sie dann zuweilen verstohlen miteinander, und das war das Süßeste. Ein Geheimniß! Lavinia hätte es gewiß keiner Seele verrathen, sie war in diesem Punkte viel zu sehr Frau, als daß es sie nicht höchlichst entzückt hätte, eben ein wirkliches echtes Geheimniß mit irgend Jemand zu haben. — Darin sind wir Frauen einander gleich: es giebt für unsere Phantasie wie für unser Herz keinen gefährlicheren und mächtigeren Reiz als eben diesen; er ist die Quelle mancher scheinbaren Schuld:

„die zartesten — die engsten Bande sind's,
die das Geheimniß stiftet — —"

sagt mit Recht unser Dichter. — Jamie Drydens Geheimniß war aber sehr unschuldiger Natur: er dichtete nämlich und dictirte seine Verse seiner kleinen Freundin, die sie dann zwar langsam und nicht ganz correct, aber mit dem lebhaftesten Interesse niederschrieb. Es waren Gedichte nach dem Muster der Verse Drydens, seines Oheims, aber ungleich duftiger und wärmer und eingehüllt in

den Schleier zartester Melancholie. Lavinia mußte alle diese Blätter aufheben, „daß sie Niemand in die Hände fielen“, und sie that dies auch mit großer Gewissenhaftigkeit. — Zuweilen sagte sie wohl, wenn sie ein besonders anmuthiges Gedicht ihres Freundes niedergeschrieben: „Ich wollte, Tante Lezzie könnte es hören!“ — Aber mit einer zitternden Hast ergriff Jamie dann ihre Hand und bat: „O nein, Elisabeth nicht — noch lange nicht — sie kann ja keine Verse leiden — ihr darfst du vor Allen nie verrathen, daß ich einen Reim gemacht!“

„Es ist aber so schade, daß Niemand Deine Verse hört, als ich!“

„Es ist ebenso schade, daß Niemand Deine schöne Stimme hört, als ich!“

„O — ich warte nur, bis ich etwas Ordentliches kann, dann singe ich der ganzen Welt etwas vor, darauf verlasse Dich, Jamie.“

„Nun, siehst Du, so warte ich auch, bis ich ein großes ordentliches Gedicht gemacht, das prächtig

klingt, dann soll es auch die ganze Welt erfahren, daß ich Verse machen kann, so gut wie mein Oheim, d. h. ich meine, Elisabeth wird es dann erfahren. Wenn sie sagen würde: das sind Verse — so würde ich zufrieden sein, Lavinia. Du weißt, sie sagt jetzt immer noch: „Es gab nur einen Dichter in der ganzen Welt; — Niemand konnte Verse machen, außer ihm.“ O, Lavinia, wenn sie einmal sagen müßte von meinen Versen: es sind Verse so gut wie die jenes Einen!“

Im Laufe des letzten Herbstes nun hatte Lavinia wirklich sehr viel schreiben müssen, Jamie Dryden hatte sich nämlich zu ihrer maßlosen Verwunderung ein seltsam großes Gedicht ausgedacht und zwar zum Lobe der heiligen Cäcilia selber.

Zuweilen war ihr wirklich das Schreiben daran, sowie das häufige Bessern und Aendern ein wenig langweilig geworden. Der sonst so sanfte Jamie zeigte sich so ungeduldig und aufgeregt dabei. Und als es endlich vollendet, da hatte Jamie gar noch eine besondere hübsche Abschrift

von ihr verlangt, die er selbst aufzuheben begehrte. Ein Paar Dintenflecke waren doch darauf gekommen — der Hund hatte sie verschuldet, er konnte es nicht ertragen, wenn Lavinia ihn nicht, wie es ihre Art war, neckte und zauste, und da kam er denn und neckte *sie* und stieß an ihren Ellenbogen. „Man kann aber doch Alles lesen," sagte sie zur Entschuldigung, als sie den Unfall ihrem Freunde gestand. Armer Jamie — er wurde blaß bei diesen Worten.

Was Frau Margareth und Elisabeth sich bei diesen verstohlenen Schreibübungen der „Kinder" dachten, verrieth keine der Andern.

Die Erstere schaute mit einem schmerzlichen Mitleid auf Beide, „wie traurig, daß er nicht sehen kann, er wäre ein guter und sorglicher Mann für sie. Er wird das kleine Vermögen Elisabeths erben und ist ein geschickter Musiker, der sein Fortkommen finden muß. Aber die Augen, die Augen gehören freilich dazu, eine Frau zu bewachen, und nun gar eine Lavinia!" —

Die Seele Elisabeths dagegen wurde von einer bangen Sorge bewegt. — Konnte sie es verantworten, das Herz Jamie's durch den so vertrauten Umgang mit diesem reizenden Geschöpfe einer Gefahr auszusetzen? Wuchs diese Gefahr nicht täglich? — Und was konnte das Ende sein? Ein namenloses Elend, eine unselige Liebe, an der diese zarte Natur vielleicht zu Grunde ging? — Sie fühlte sich bei dieser Vorstellung von einem Schmerz durchbebt, vor dessen Heftigkeit sie erschrak. Aber war Jamie nicht ihr Eins und Alles?! — Hatte ihre verwundete Seele nicht in der aufopfernden Hinneigung zu ihm, in dem steten Verkehr mit ihm Heilung und Trost gefunden? Konnte sie das Herz dieses Jünglings, dessen Zärtlichkeit sie über das größte Leid ihres Lebens hinweggetragen, an eine Andere verloren gehen sehen, die nichts für ihn gethan und die ihren Liebling nie — sie fühlte das mit dem Instinkt des liebenden Frauenherzens — lieben würde?! — Hatte sie nicht eine Art Recht an

ihm, wie eine Mutter an ihrem Kinde? Ein Recht, erworben durch ungezählte sorgenvolle Tage und schlaflose Nächte.

Sie litt unsagbar, und ängstigte sich doch deshalb. Mußte sie, die achtunddreißigjährige Frau, ihn, ihren Pflegling nicht mit jener opferwilligen Liebe einer Mutter umfassen, die nichts will als das Glück des geliebten Kindes?! — Ach, sie sträubte sich gegen die Erkenntniß, daß ein Frauenherz eine andere Berechnung seiner Frühlingstage hat, als die nach Jahren. Sie versuchte sich selbst zu strafen durch die Auferlegung jener Buße, den Verkehr Lavinia's mit Jamie in keiner Weise zu beschränken. Mit bebenden Lippen stimmte sie in das Lob des Mädchens ein, wenn Jamie von ihr redete, und mit heftig klopfendem Herzen lauschte sie den Tönen ihrer süßen Stimme, wenn sie, von ihm begleitet, ihre kleinen Lieder sang. Sie begriff sein lebhaftes Entzücken über diesen Gesang und kämpfte mit dem Muth einer Heldin jene Regung des Neides

nieder, die sich in ihr erhob, wenn sie das verklärte Gesicht ihres Lieblings sah während dieser lieblichen Klänge. „Warum kann ich ihm nicht Alles sein, warum hat mir die Natur eine Stimme versagt?“ fragte sie sich dann oft. Sie redete wohl auch zu ihm im Tone des Scherzes von dieser Sehnsucht ihres Herzens — da hatte er ihr einmal geantwortet: „Ein einziger Ton Deiner Stimme, wenn Du mir nur „Jamie“ sagst, klingt mir tausend Mal schöner als der Gesang aller Sängerinnen der Welt.“ — Nach diesen leise und leidenschaftlich gesprochenen Worten war es wie ein Lichtstrahl in ihre Seele gefallen. Eine wunderbare Erregung hatte sie ergriffen — sie fühlte ihren Körper zittern und wagte nicht, die Hand zu berühren, welche er nach ihr ausgestreckt hatte, aus Furcht, eben diese Bewegung zu verrathen. Armer Jamie, du sahst das Aufleuchten dieser Augen nicht, noch jene köstliche Blässe, die das zarte Antlitz überflog! O Wunder und Räthsel des Frauenherzens. An diesem Abend fürch-

tete Elisabeth Thomas zum ersten Mal die Dämmerung nicht. Sie war ja gar nicht da — es war hell den ganzen, langen Tag — und nie hatte sie Lavinia zärtlicher in ihre Arme geschlossen, als eben an diesem Abend, jenem Sonntag, der die Freunde zu dem einfachen Mahl in dem kleinen Hause in Oldstreet vereinigte.

Lavinia war aber heute ernster als gewöhnlich, sie neckte ihn nicht, ihren mürrischen Freund, sie lachte nicht so oft und keck auf, wie sonst, aber sie flüsterte einmal ihrem jungen Vertrauten zu: „Jamie, ich habe Dir etwas zu erzählen! Wenn wir Frauen nachher aufstehen, führe ich Dich mit fort!“

Dachte Jamie an diese Worte und machte ihn dieser Gedanke so ungewöhnlich zerstreut und einsilbig? Niemand gewahrte es, da man lebhaft hin und her redete über jene schon oft besprochene Frage: ob Georg Händel nicht einmal den Versuch wagen wolle, heilige, ernsthafte Musik zu componiren, anstatt der weltlichen Opern. — „Ich

habe noch keinen Text gefunden, der mich auf solchen Weg gewaltsam hinleitete", sagte jetzt Händel, „meint Ihr, man käme von selbst dahin? Der Text ist die Hand, die uns ergreift und mit sich fortreißt oder ein Augenpaar, das uns so lange und verlangend heiß ansieht, bis wir — — nun was denn gleich —"

„Vor ihm niederfallen und anbeten", ergänzte Pepusch.

„Ihr habt Recht; wenn wir Musiker einmal etwas Großes schaffen, so sind meist nicht wir, sondern Andere daran schuld. Wie ich mich nicht verlieben kann, ohne daß ein Jemand zum Verlieben da ist, so kann ich auch keine fromme Musik schreiben, ohne daß der Text mich gleichsam erst an die Himmelsthür führt, wo ich am Schlüsselloch ganz von fern die Engel musiciren hören darf. Hat doch allein der Text eines alten kleinen Liedes, das meine Mutter einst sang, mich zuerst auf den Gedanken gebracht, zu componiren. Sie hatte die Melodie vergessen bis auf zwei Takte

im Anfang und einen am Schluß, das bekümmerte sie und das ließ mir keine Ruhe, und so flickte ich sie zusammen, die verloren gegangene Weise, daß sie aussah wie eine neue. Von dem Text konnte ich nicht wieder los, ich hatte ihn gar zu lieb gewonnen!"

„Das müßt Ihr uns erzählen!" bat Jamie jetzt mit fast leidenschaftlicher Heftigkeit.

„Nachher vielleicht!" antwortete Händel.

Das Mittagsmahl war vorüber, die Frauen erhoben sich; Jamie fand sich wenige Minuten später vor dem Kamin im Wohnzimmer in einem bequemen Sessel. Lavinia saß in gewohnter Weise auf einem Schemel vor ihm, die Hand auf die Lehne des Stuhls gelegt. „Nun, was ist's, das Du mir erzählen wolltest?" fragte er. Aber seine Stimme verrieth Unruhe und seine Finger streichelten etwas ungeduldig ihr Haar. „Ist's von Elisabeth?"

„Von ihr? Wie kommst Du darauf? Es ist etwas ganz Wichtiges!" antwortete sie. „Auf-

regen mußt Du Dich aber deshalb nicht; aber sagen wollte ich Dir doch, daß mir Jemand ein kleines Bild des Grafen Königsmark geschenkt hat, von dem Du mir vor einiger Zeit jene schreckliche Geschichte erzählt hast! Du weißt, ich konnte sie nicht vergessen!" Er athmete wie erleichtert auf und lächelte: „Das ists also? Nun? Ist er denn so schön, als man von ihm berichtet?"

„O viel, viel schöner! Ich sage Dir, Deine ganze Geschichte ist falsch, die Königin hat diesen Mann lieb gehabt, wie keinen andern auf der weiten Gotteserde. Man muß ihn eben lieb haben, Jamie, und wenn sie hundertmal Königin war und er nur ein einfacher Graf, sie mußte ihn allen Königen, Kaisern und Prinzen der Welt vorziehen. Er hat Augen wie die verzauberten Ungeheuer, die eigentlich Prinzen waren, in den Märchen, die Onkel Pepusch mir immer erzählte. Und die Gräfin, die ihn ermorden ließ in Deiner Geschichte, die kommt mir jetzt gar nicht mehr so

schrecklich vor wie damals, sie hat ihn eben lieb gehabt und ihn keiner Andern gönnen wollen. Kannst Du Dir das gar nicht denken, Jamie, daß Du lieber Jemand todt sehen willst, als an einen Andern verlieren?!"

„Nein" — sagte er leise und ein Schauder durchflog seine zarte Gestalt — „aber ich würde selber sterben!"

„Das könntest Du vielleicht, weil Du eben engelgut bist, das können tausend Andere aber nicht. Und ich erst recht nicht! Ich würde es, aber Du mußt nicht erschrecken, Jamie, grade so machen, wie jene Gräfin, glaube ich. Auf die Engel allein ist man nicht eifersüchtig, meine ich."

„Also Du könntest so über die Maßen eifersüchtig sein, Lavinia?" fragte er. „Aber Du warst es ja noch nie — auf mich — und die Frauen, Du weißt es, sind doch alle so gütig zu mir, wie Du selber."

„Auf Dich?" Und das junge Mädchen lachte reizend. „Aber Jamie, wie wäre denn das mög-

lich, weiß ich doch, daß Du Niemand auf der Welt so lieb hast, wie mich, und Niemand je lieber haben wirst in Deinem Leben.“ Und sie schlang ihre Arme um seinen Hals, zog ihn zu sich herab und küßte ihn auf die Stirn mit der keuschen Zärtlichkeit einer Schwester.

„Aber Du hast vergessen, mir das Bild zu beschreiben“, sagte er heiter, „und mußt mir auch beichten, wem Du es abgebettelt, kleine Thörin! Ich wette, Du trägst es bei Dir!“

„Du hast recht gerathen, Jamie. Da ist es!“ Und der Blinde fühlte ein Medaillon in seine Hand gleiten von ziemlicher Größe. Eine feine Schnur war daran befestigt. „Der alte Magnus hat es mir geschenkt, flüsterte sie.“ In der Lebensperiode, in der Lavinia stand, sind alle Männer über vierzig Jahre uralt. „Also, Du weißt, ich laufe manchmal zu ihm hinüber; da fand ich das Medaillon auf seinem Arbeitstisch, neben seinem Dintenfaß, das Glas über dem Bildchen verstaubt und befleckt, aber diese Augen leuchteten

doch durch Alles hindurch. Wer ist das?“ fragte ich ganz erschrocken. „Ein deutscher Graf, den sie in Hannover ermordeten“, antwortete mein mürrischer Freund. „Sein Lieblingsdiener war ein Vetter meines Vaters, er starb in unserem Hause und hat dies Bild hinterlassen.“ „Das war der Graf Königsmark“, sagte ich, „Jamie hat mir die schreckliche Geschichte erzählt.“ Und mit klopfendem Herzen fing ich nun an zu betteln um das Bild, Jamie, ich dachte ja nimmer, daß er solchen Schatz aus den Händen geben werde. Aber siehe da — er gab mir das Bild sogleich. Und als ich ihm danken wollte, sagte er so freundlich wie noch nie: „Den Dank hole ich mir später, Kleine.“ Nun, er mag verlangen was er will, ich gebe ihm Alles, wenn er mir nur das Bild läßt!“

„Ich hoffe, der Graf sieht mir ähnlich, Lavinia, weil Du ihn so schön findest!“ scherzte der Blinde.

„Dir?! O nicht ein Zug von Dir ist in

seinem Gesicht! Nur Eure Perrücken gleichen sich. Du trägst ja immer eine in der Kirche und wenn Du ausgehst. Nun sieh, er hat auch eine blendend weiße mit vielen kleinen Löckchen. Und seine Stirn ist auch so hoch und weiß, wie die Deine, aber nicht so fröhlich, sehr ernst, Jamie. Und die Augenbrauen sind feine schwarze Bogen und dann ist eine kräftige Nase da, nicht eine so kleine feine wie Deine, und ein schöner Mund mit schmalen Lippen und einem zierlichen Bärtchen darüber. Die Augen aber, nun ja, die kann ich Dir eben nicht beschreiben! Ich möchte wissen, ob wohl noch ein Mensch lebt, der solche Augen hat! Und wenn man mir sagte, Du findest ihn hundert Meilen weit von hier, Jamie, ich glaube, ich ginge hin!"

„Aber Du würdest mich doch hoffentlich mitnehmen, Lavinia."

„Nein, Du könntest nicht so schnell laufen, wie ich dann laufen würde, Jamie!" lachte sie.

In diesem Augenblick traten die Frauen aus

der Bibliothek, einem Nebengemach, das diesen Namen einem Bücherschrank und zwei tiefen Armsesseln verdankte, worin sich's vortrefflich plaudern und — schlummern ließ, und gleich darauf öffnete sich die Thür des Speisezimmers. Die Männer kamen, Lavinia bereitete den Thee, und saß im Laufe dieses Abends nicht wieder neben ihrem jungen Freunde. Der Organist von St. Giles hatte ihn zwischen sich und Händel geschoben und der deutsche Musiker erzählte denn auch, mehrfach an sein Versprechen gemahnt, die Füße behaglich gegen den Kamin ausgestreckt, jene kleine Geschichte seiner ersten Composition.

„Ihr müßt wissen“, sagte er mit einem schalkhaften Lächeln, „daß ich der jüngste Sohn eines Bartscheerers bin, der aus diesem Sohne gern etwas recht Großes machen wollte. — Seitdem ein Winkeladvokat in Halle ihm einen Proceß gegen einen bösen geizigen Vetter hatte gewinnen helfen, wünschte er nämlich nichts sehnlicher, als seinen Georg dermaleinst im schwarzen

Talar mit weißem Kragen einherstolziren zu sehen, damit er allen Leuten ein Beistand werde gegen böse Vettern und Basen. Und der pfiffige Alte, der ihm diesen Gedanken gebracht, bestärkte ihn täglich darin, und pries seinen Stand als den vornehmsten der Welt, geberdete sich wie ein König und ließ sich bei seinen häufigen Besuchen das Essen und Trinken vortrefflich schmecken. Obendrein wurde ihm nebenbei sein struppiger, rother Bart von meinem Vater regelrecht verschnitten und verkürzt, so oft er es verlangte. Ein solcher Kauz zu werden und das Jus zu studiren, wollte mir aber gar nicht in den Sinn, und so oft mein Vater davon redete, weinte ich und stampfte mit den Füßen vor Zorn und Wuth. Und die Mutter half mir wenigstens weinen und machte nebenbei durch ihr heimliches Abreden die Sache immer toller. Sie glaubte nämlich steif und fest, daß ihrem Jungen ein rother Bart wachsen müsse, wenn er ein Rechtsverdreher werden solle, und daß eben solche Zierrath zu diesem Stande nothwendig ge-

höre; denn sie hatte nur zwei dergleichen in ihrem Leben gesehen und die hatten zufällig beide rothe Bärte. Und sie haßte die rothen Haare und die Bärte. Ihr Verlangen ging nach ganz anderen Dingen. Sie war nämlich eines Cantors Kind, und außer dem Fegen und Waschen im Hause, daß Alles recht spiegelblank erscheine, Sonntags wie Alltags, war ihr nichts lieber, als der Ton der Orgel in der Kirche und des alten Spinetts des Großvaters, auf dem sie täglich einen Choral zu spielen pflegte. Die Tasten lehrte sie mich, als ich kaum drei Jahre alt geworden, kennen und bald konnte ich alle Choräle nachspielen, die ich von ihr oder in der Kirche gehört. Ich that das aber allezeit heimlich, während der Vater bei seinen Kunden war, denn ich wußte wohl, daß er die Musik nicht sonderlich liebte. Aber eines Tages schaute der Herr Notar in die Hinterstube hinein mit seinem grinsenden Gesicht und rothen Bart, sah mich am Spinett, grinste höhnisch und rief: „Warte, Du fauler Bube, ich will Deinem braven Vater die

Augen öffnen über Dich. Lernen willst Du nicht, aber auf der Bärenhaut liegen und ein lungeriger fahrender Spielmann werden, das gefällt Dir! Nimm Dich in Acht, es wird verdiente Schläge regnen!" — „Und der geringste Spielmann ist mehr werth, als Ihr", fuhr ich wüthend auf, „und vor Schlägen fürchte ich mich nicht, aber wenn Ihr mich beim Vater verklagt, sollt Ihr's bitter bereuen!" — Ich war damals schon ein großer Junge, viel kräftiger als alle Knaben meines Alters, und hatte ein Paar derbe Fäuste, und wenn man mich reizte, konnte ich ein Gesicht machen zum Erschrecken. Das muß denn wohl damals auch geschehen sein, denn der rothbärtige Störenfried vermaß sich hoch und theuer, daß er diesmal noch schweigen, mir keinen Schaden zufügen wolle und ging seines Weges. Eine Weile war es auch, als ob der bübische Geselle Wort gehalten, denn der Vater war so freundlich wie alle Zeit; eines Morgens aber war urplötzlich das Spinett verschwunden und Niemand wußte wohin. Das war ein

bittrer Kummer, ein entsetzlicher Schlag. Die Mutter konnte nun nicht mehr spielen und nach ihrer verlorenen Melodie des Liedes vom schönen „Aennchen von Tharau“ suchen, wie sie das sonst in der Dämmerstunde zur Erholung von des Tages Last und Mühen so gern gethan. Der Vater, den wir endlich zu fragen wagten, sagte mit einem seltsamen Lächeln, er habe einen guten Käufer dafür gefunden. Die arme Mutter weinte hierauf bitterlich, und schlich so betrübt umher, als sei ihr ein Kind gestorben und begraben. Ich aber begann ein heimliches verzweifeltes Suchen nach dem Verlorenen, und wahrlich, nach langer Zeit fand ich in dem Nebenhause, das dem alten Notar gehörte, in einer Bodenkammer, in die ich über unser Dach kletternd gelangen konnte, versteckt unter allerlei altem Geräth und Decken, unser geliebtes Spinett.

„Mein Glück und mein Jubel waren groß. Heimlich verrieth ich meinen Fund der Mutter und sie lächelte wieder und wir waren so

froh, als ob wir einen unversiegbaren Schatz gefunden, und ich versprach ihr, nach der Melodie ihres Lieblingsliedes zu suchen, bis ich sie gefunden. Nun schlich ich jeden Abend nach dem Nachtessen dorthin, kletterte mit Lebensgefahr über das Dach, nahm eine kleine Laterne mit und übte stundenlang, bis ich vor Müdigkeit von der alten Kiste fiel, die mir als Stuhl diente. Dort auszuhalten war nun in den Sommermonaten eben nichts Besonderes, denn da saß sich's da oben in der alten Kammer mit dem ausgehobenen Fenster, in das der Mond hineinschien, als wollte er zuhören, ganz köstlich; als aber der Spätherbst kam und der Winter, da war mir's doch gar oft herzlich schlecht zu Muthe und ich konnte die Finger kaum rühren. Aber ich ließ es darum doch nicht und hielt tapfer aus. An die verlorene Melodie dachte ich auch dann und wann, aber freilich nicht so oft, als die gute Mutter wohl glauben mochte, die ganze Luft war ja voll von allerlei wirren Melodieen, es war, als hätte ich nur so hineinzugreifen

brauchen, um eine festzuhalten und doch huschten sie mir, wenn ich's versuchte, gleichsam unter den Fingern weg. Das ging eine kleine Weile ungestört so fort, allein den Luchsaugen und großen Ohren des alten Nachbars blieb eben Nichts verborgen. Er hatte den schwachen Schein der Laterne vielleicht entdeckt oder einen leisen Klang gehört und meine Studien belauscht, und so war denn am Abend vor Weihnacht Jemand um Mitternacht in der Kammer, ohne daß ich es ahnte, und hörte mir eine Weile zu. Ich hatte eben etwas Besonderes vor: ein Weihnachtsgeschenk für meine Mutter. Das kleine liebe Lied, dessen Melodie sie vergessen und nicht wieder finden konnte, von dem „Aennchen von Tharau“, ich setzte es in Noten und schrieb mit zitternden steifen Fingern die Melodie unter jene Worte, die mir so ins Herz gegangen waren. Dazwischen versuchte ich sie ganz leise zu singen, aber meine Stimme konnte in der grimmen Kälte doch keinen rechten Ton halten und flackerte wie ein Irrlicht. Ich ließ aber doch nicht nach,

bis die Weise fertig war und ich den ersten Vers ohne Stocken heruntersingen konnte. Da klopft mich urplötzlich ein Jemand auf die Schulter und sagt: „Nun mache aber, daß Du ins Bett kommst, Bube, und daß ich Dich in dieser Kammer niemals wiederfinde!“ Ich erschrak gewaltig, denn es war die Stimme meines Vaters. Aber so hart sie auch klang, das Gesicht sah gar nicht so böse aus, als es sich zu solcher Rede gehörte. Da nahm ich denn mein Notenpapier mit und kletterte über das Dach meinen gewöhnlichen Weg in mein Bett, die Decke über den Kopf ziehend, in Erwartung der schlimmeren Dinge, die nun kommen sollten. Der Vater kam mir aber nicht nach, es war also kein Zweifel, er hatte seinen Weg durchs Nachbarhaus genommen; der Alte hatte mich wirklich zum zweiten Male verrathen. — Wehe ihm, aber auch — wehe mir! Ich wartete noch eine Weile auf den Vater, dann sprach ich mein Abendgebet, nur ließ ich diesmal die fromme Fürbitte für alle Menschen

weg, weil ich dann ja auch für den Rothbart gebeten hätte und schlief ein.

„Am andern Tage, es war eben der Weihnachtstag, sah ich den Vater wenig und der Mutter wollte ich Nichts erzählen, damit sie sich nicht gräme; als aber der Abend herankam und der kleine Lichterbaum angezündet werden sollte, schickte mich der Vater mit einem Briefe an den Domorganisten Zachau und befahl mir, daselbst auf mündlichen Bescheid zu warten. Das that ich denn auch — aber der Herr Domorganist kam selber auf den Hausgang und rief mich zu sich in seine Stube. „Also Er soll mein Schüler werden?“ fragte er. „Laß Er sich erst einmal ansehen.“ Und dabei drehte er mich um und um und fuhr dann fort: „Nun so komme Er den Tag nach dem heiligen Christfeste Morgens 8 Uhr zu mir, wir wollen sehen, ob Er nicht so dumm ist, als Er eben aussieht. Geh Er heim und grüße Er seinen Vater.“

„Ja, dumm werde ich wohl ausgesehen haben,

denn es war mir, als ob ich im Schlafe läge und von fern alle Glocken läuteten.

„Ich stürzte nun nach Hause und stolperte so oft über meine eigenen Füße, daß ich mehr als einmal in den tiefen Schnee fiel. Und als ich die Stubenthür aufriß, da stand in hellem Licht des Weihnachtsbaumes — mein altes Spinett und der Vater lachend daneben, und die Mutter schluchzend in der Ecke. „Nun spiele und singe der Mutter ihr „Aennchen", sagte der Vater, „jetzt wirds wohl besser gehen als gestern Nacht mit den starren Fingern, und halte so tüchtig beim Herrn Domorganisten aus, wie da droben in der eisigen Dachkammer, dann wird doch vielleicht noch etwas Ordentliches aus Dir, so hoffe ich, wenn Du auch kein Jus studirst und folglich in Deinem Leben kein berühmter Mann werden kannst."

„Das Lied vom Aennchen von Tharau war wirklich ganz sangbar geworden, wenn auch wohl ein wenig anders als das, was der Mutter im Sinn lag.

„Sie zitterte aber immer mit der Stimme, wenn sie es zu singen versuchte, und zu Ende kam sie nie damit — sie mußte immer weinen. — Worüber weiß ich nicht recht — das weiß nur ein Mutterherz. Und ich habe von jenem Weihnachtsfeste an bei meinem Lehrer ausgehalten sieben Jahre lang — ich habe also um die heilige „Cäcilia" gedient, wie Jacob um Rahel — und mich in der Satzkunst unverdrossen geübt, auch jede Woche eine geistliche Musik geschrieben und gar manche dreistimmige Sonate.

„Es war aber zuweilen, das sage ich Euch ganz heimlich, in der kalten Dachkammer da oben behaglicher, denn in der warmen Stube meines gestrengen Lehrmeisters, des Domorganisten Zachau in Halle", schloß Georg Händel lächelnd.

„Aber habt Ihr denn den abscheulichen Rothbart so frei davon laufen lassen?" rief Lavinia jetzt mit glühenden Wangen.

„So ganz nicht", lautete die Antwort. „Ich

habe mich eines Tages, als ich schon ein großer Junge, in unkenntlicher Vermummung, als Geselle meines Vaters, über seinen Bart her gemacht und ihn, auf den er so stolz war, ganz kahl abgeschoren. Daß das Messer nicht sonderlich scharf war, könnt Ihr glauben, auch ist einmal ein kleines Schnittlein an die Nase gekommen, das war aber Alles."

„Und hat Euer Vater noch erlebt, daß man den Namen seines Sohnes mit Ehren nannte?" fragte Frau Margareth.

„Nein, er war schon sechszig Jahre alt bei meiner Geburt, er lebte nur noch so lange, um die Freude zu genießen, seinen Sohn nach Berlin reisen und wieder heimkommen zu sehen als einen Musikanten, der der Königin Sophie Charlotte vorspielen und ihre weißen Hände küssen durfte.

„Und nun gute Nacht! Morgen muß ich früh auf dem Platze sein, wir haben eine Probe zu meinem Theseus und die Durestanti lernt nicht leicht. — Es werden heiße Stunden werden."

Als er auf dem Hausflur stand, schlüpfte Lavinia aus dem Zimmer und schob ihm eine Rolle in die Hand.

„Still, still, Niemand darf darum wissen!" flüsterte sie. „Jamie läßt Euch grüßen und bittet Euch, dies Gedicht einmal anzusehen. Vielleicht gefällt es Euch und Ihr setzt Noten dazu! — Es ist aber etwas Ernsthaftes, kein Theaterstück! Aber Ihr sollt keinem Menschen sagen, daß Jamie diese Verse gemacht, er will es nicht. Und ich habe sie selber abgeschrieben, und zu den drei Dintenflecken müßt Ihr auch Noten setzen können, wenn Ihr wirklich ein großer Musikmeister", schloß sie lachend und lief davon. —

Heute schliefen in dem kleinen Hause in Oldstreet drei Menschen keinen sonderlich erquickenden Schlaf. Jamie wurde von den unruhigsten Träumen gequält. Er wußte seine Verse in Händels Hand. Wenn der Meister sie zu componiren für würdig befunden, welch ein Triumph! In die goldenen Falten eines königlichen Purpurmantels

gleichsam gehüllt, würde er sie dann zu Elisabeth tragen. Ob sie dann noch sagen würde: ich kann nur seine Verse lieben?! — Händels Gestalt erschien ihm in seinen wirren Träumen, eine Notenrolle in der Hand. Aber Jamie Dryden selber war es, der immer wieder auf ihn zustürzte, um sie ihm zu entreißen. Der Kampf war heftig, aber der Musikmeister siegte, und die Stimme Elisabeths rief seinen Namen mit dem Ausdruck höchster Seligkeit. Welch ein tolles Durcheinander! Während er sich quälte in diesen Fantasieen, betete Elisabeth Thomas in ihrem Kämmerlein: „Hilf mir das thörichte Herz überwinden, Gott der Barmherzigkeit, und laß ihn glücklich werden — mit Lavinia."

Und Lavinia? —

Nun sie lauschte und wartete, bis die sanften Athemzüge Frau Margareths ihren festen Schlaf verkündeten. Dann stand sie auf, schlich an die kleine Lampe und betrachtete das Bild des Grafen Königsmark. — „Armer Jamie, daß du ihn

nicht sehen kannst", murmelte sie, in das Bett zurückhuschend.

Und in ihren Träumen schauten zwei blaue, flammende Augen nach ihr hin — aber aus dem zottigen Kopfe eines märchenhaften Ungeheuers, das am Eingange eines dunkeln Waldes stand. Und wie es sich langsam zurückzog, tiefer in die grüne Dämmerung hinein — mußte sie ihm nachgehen — — weiter und immer weiter — — so oft auch Jamie klagend rief: „Lavinia, verlaß mich nicht!" — Sie folgte diesen Augen, bis ihre Füße schmerzten, bis ihre Kniee zu brechen drohten. Dornen ritzten ihr Gesicht und zerrissen ihr Kleid — sie achtete es nicht — — bis sie endlich todtesmatt und sterbend zusammensank. — Da brach ein rosiges Licht herein und als sie die matten Augen aufschlug, sah sie — es war wirklich genau so, wie in den Geschichten des Onkel Pepusch — einen schönen Prinzen mit dem Stern auf der Brust vor sich stehen. Und die wunderbaren Augen gehörten ihm — — und er berührte ihr

Haar und sagte: „Du bist nun mein Eigenthum", und trug sie auf seinen Armen in sein Schloß. Da war Alles so prächtig — — und in einer herrlichen Säulenhalle standen auch Onkel Pepusch, Papa Beswik, Frau Margareth und Händel, auch der mürrische Magnus war da — — nur Elisabeth Thomas und Jamie Dryden fehlten. Und als die Träumende sich eben anschickte, sie zu suchen, erwachte sie.

Capitel VI.

Eine Verlassene.

Motto:
„Weh – weh, wie viel Leid brachte
Lieb' den Menschen." –
Sophokles.

Es war ein melancholischer Abend. In einem kleinen, nur von einer tief herniederhängenden Ampel beleuchteten Zimmer, das mit mehr Comfort als Luxus ausgestattet, den behaglichsten Eindruck machte, lag eine Frau auf einer Art von Ruhebett, das man in die Nähe des Kamins geschoben hatte. Sie war in tiefe Trauer gekleidet und trug eine Wittwenhaube, die kaum an den Seiten etwas von jener Fülle lichtbraunen Haares zeigte, die sie zu bergen bestimmt war. Das Gesicht verrieth eine ehemalige große Schönheit, trotz der Furchen des Grams und der

krankhaften Farbe, den untrüglichen Zeichen einer zerstörenden Krankheit. Die Gestalt erschien äußerst zart und die schlanken durchsichtigen Hände trugen jenen feinen Zug der Schmerzen, den die Dichteraugen wohl zu erkennen vermögen. Die eine dieser Hände, die wohl den Gedanken bringen konnte, daß „in schlummerloser Nacht

sie lag auf einem kranken Herzen“,

berührte eben leise den Arm eines Mannes, der in tiefe Träumerei versenkt neben ihr saß und in die Flammen des Kamins starrte. Er hob bei dieser Berührung rasch den Kopf: — es war der Herzog von Belton. — „Ihr habt ihn also wirklich erst gestern noch gesehen?“ fragte die Kranke aufgeregt. „Ihr müßt es noch einmal sagen! Und Ihr hörtet selbst, wie er sagte, daß er bald zurückgehen würde nach Dublin?! Bald! Damit ich endlich in Frieden sterben kann. Endlich! — Jetzt könnte ich noch nicht sterben — wir athmen noch dieselbe Luft und das Herz fühlt noch seine verderbliche Nähe. Wann wird

er gehen, Herzog, — sagte er nicht die Woche, den Tag, die Stunde?"

„Nein, Esther — aber ich denke, er darf nicht mehr lange hier bleiben, sie werden ihren Dechanten dort zurückverlangen", lautete die Antwort.

„Ihr habt recht, so wird es sein — warten wir noch eine Weile geduldig. Wie seltsam, daß mir diese wenigen Monate zur Ewigkeit geworden sind und ich doch die Leiden langer Jahre nur als die Leiden einer Minute empfand!" Mit einem schwachen Lächeln fuhr sie fort: „Armer Belton, Ihr müßt noch eine Zeit lang es ertragen, daß Euch Eure Freunde um Eure so ängstlich verborgen gehaltene Geliebte beneiden. Welch eine Geliebte! — Aber es war ein Segen, daß ich Euch, den vielgeliebten Gespielen meiner armen Alice, um Schutz bat, daß ich mich jener Worte erinnerte, die Eure schöne Mutter zu mir sprach: „Esther Johnston soll bei mir leben, wenn man sie in Temple Moore entbehren kann,

ich selber will dann für sie sorgen und sie schützen, sie soll mir eine liebe Gefährtin sein. Ich denke, ihre fröhliche Gesellschaft wird mir wohl thun. — Betrachtet Euch als meine Schutzempfohlene, so Ihr einmal in Noth kommt, und kann ich nicht mehr mein Versprechen halten, so wird Frank es an meiner Statt thun. Nicht wahr, mein Knabe?" Und Ihr küßtet ihre Hand, o, ich weiß es noch, als ob das gestern geschehen, und sagtet laut und kräftig: „Ja, ich will, Mama." Und dabei reichtet Ihr mir die Hand und sahet mich an, so ruhig und selbstbewußt wie ein Mann. Ihr seht, ich dachte in meiner größten Noth an Eure Mutter, an diesen Handschlag und Blick! Damals glaubte ich freilich nicht, daß ich je in Noth kommen könnte, ich war wenig älter als Ihr, und war so glücklich in der gesegneten Sorglosigkeit der Jugend. Meine Eltern waren mir zu früh gestorben, als daß ich sie vermißte und betrauerte, wie sie es verdienten, und meine alte Tante in London war so gut, und der Besitzer von Temple-

Moore, der mich bei ihr kennen lernte und mit sich nahm, war der beste Herr der Welt, der gütigste Freund für die Gefährtin seiner jungen kränkelnden Nichte. Aber die Noth kam, und zwar die gräßlichste der Welt, das Verlassensein!"

„Und dennoch dachtet Ihr zuletzt erst an den, dessen Ihr Euch hättet zuerst erinnern sollen, an den damals so wilden Frank, den Ihr so oft in Schutz nahmt, wenn der Oheim mit ihm schelten wollte, dem Ihr so manche lustige Geschichte erzähltet an Regentagen, wenn Alice keinen Lärm ertragen zu können meinte und ich doch immer Jagd in der Stube spielen wollte. O Esther, das waren gute Zeiten."

„Für Euch kamen bessere — für mich allein sind es die guten geblieben! Verzeiht, daß ich an meine Verwandten eher dachte als an Euch — ich wurde dafür bestraft, es war ein dorniger Weg, der endlich in dies stille gesegnete Zimmer führte. Sie waren Alle hart gegen die Verlorene, die sie früher gekannt, und nur Einer würde nicht

hart gewesen sein — aber zu diesem Einen wagte ich nicht zu gehen."

„Warum nicht?"

„Weil er mich einst liebte, Herzog, und weil ich jetzt weiß, welch Elend eine Liebe ohne Gegenliebe bringt."

„War es einer Eurer Verwandten?"

„Nein — Ihr kennt ihn nicht, seine Gestalt gehört in jene Zeit, als Ihr Temple-Moore schon verlassen, um nach London zu gehen, in die Zeit nach der Rückkehr Sir Williams aus Italien. Es war nur ein kurzer Traum — dann tauchte die Gestalt meines Henkers in Temple-Moore auf, vor dessen Arm Ihr mich jetzt zu schützen versucht, mein theurer Retter!"

„Ich bin glücklich, daß kein Anderer Euch die geringen Dienste leisten durfte, die Ihr gefordert."

„Nur einen Beweis meiner tiefen Dankbarkeit kann ich Euch geben, Herzog: die offene Beichte meines Elends. Noch keines Menschen Ohr hörte

sie — Ihr sollt sie hören; der Erste und der Letzte, der sie von diesen Lippen erfahren soll."

Ihre Augen leuchteten, ihre Brust hob sich heftig, ein trockner Husten ließ die Gestalt erbeben.

„Wartet lieber noch einige Wochen; Ihr wißt, das anstrengende Reden hat Euch der Arzt verboten — denkt an Eure Gesundheit!"

Ein herzzerreißendes Lächeln glitt über das Gesicht der Kranken. „Wenn Ihr mir sagen wollt, für wen ich diese Gesundheit erhalten soll, will ich warten", sagte sie und sah ihn an.

„Für irgend ein verborgenes Glück, für irgend einen Trost der Zukunft", antwortete er leise und traurig, „wie ihn das Schicksal den Verzweifelnden endlich doch noch erbarmungsvoll auf den Weg wirft. Ihr nanntet Euch eine Verlorene. Ich meine, die wahrhaft Verlorenen sind allein jene Armen, die aufgehört, auf solchen Lichtstrahl zu hoffen."

„So bin ich's, Belton. Könntet Ihr mein Herz sehen, wie mein Gesicht: es ist kein Funke

von Hoffnung darin — keiner, glaubt es mir! Wer mit der Liebe fertig ist, wie ich, der ist's mit dem Glauben und — mit der Hoffnung. Ausruhn möchte ich — sonst nichts! Und nun still, hört zu — Ihr sollt Alles erfahren.

„Es waren kaum zwei Jahre nach Eurem Besuche in Moore Park vergangen, als Swift dort zuerst erschien. Ich war damals achtzehn Jahre alt geworden und nach wie vor die fröhliche Gefährtin der Nichte Sir Williams, meines Schützers, der immer mehr dahinschwindenden Alice Clifford. Er kam, um Alice zu unterrichten, er sollte sie in die Dichterwelt ihres Vaterlandes einführen, es war dies ihr Wunsch gewesen, und ich durfte Theil nehmen an ihren Studien. — Ich war schön — viel schöner als Alice — das wußte ich bald. Nicht allein die Künstleraugen, die zuweilen auf mir ruhten, Sir William sah viele Maler in seinem Hause, nein, Jedermann fand mein Gesicht anmuthig, meine braunen Augen glänzend, mein blondes Haar, das mir in reichen Locken

über Schultern und Nacken fiel, bewunderungswürdig, meine Gestalt zierlich und schlank. Sir William selbst war stolz auf mich und liebte meine Lebhaftigkeit und meinen Frohsinn; die arme Alice war ja fast immer ernst, das Leben machte ihr so wenig Freude! Und so hörte ich ihn denn reden — den Vielgerühmten — alle, alle Tage, stundenlang. Ihr habt ihn, obgleich er jetzt Gast Eurer seltsamen Gesellschaft, wohl nie reden gehört, Herzog, wie ich ihn reden hörte, sonst könntet Ihr ihn nicht hassen!

„Ich wurde bald eine achtsamere, lernbegierigere Schülerin als Alice, ich hing an seinen Lippen und wußte allezeit seine Fragen rasch zu beantworten. Und in jenen Stunden, wo er uns den Othello las und den Hamlet — und endlich auch den Romeo — da saß ich regungslos ihm gegenüber und starrte ihn an, wie von einem Zauber befangen, und fühlte nur, wie wild mein Herz klopfte, wie rasch mein Athem flog und wie meine Wangen glühten. So sog ich unbewußt das tödt-

liche Gift ein. Sie nannten ihn Alle häßlich — ich weiß, daß auch Ihr von seinem abschreckenden Aeußern zu mir gesprochen! Aber, was gilt uns Frauen äußere Schönheit, nicht so schwer wie eine Feder wiegt sie für uns, wenn wir wählen sollen zwischen dem Geist und der Form. Swifts Augen waren nur klein und sein Blick scharf, aber es war mir, wenn er las oder zu mir sprach, als ob ich nie größere, leuchtendere gesehen, als ob nie mich Augen so mild und überwältigend angeblickt. Und der Ton seiner Stimme! Bis vor wenigen Monaten noch hätte er mich in die Hölle gelockt — er hat es ja auch gethan. Seine Lippen haben damals nicht von Liebe zu mir geredet — o er war klug und besonnen von allem Anfang an — ich aber nannte das Selbstüberwindung und Edelmuth. Seine Augen allein thaten es unablässig, sie wichen nie von mir, sie berückten mich. Bald sah ich Tag und Nacht nichts mehr als diese Augen, die für mich allein einen Blick hatten wie für Keine, und als unser

Lehrer endlich Temple-House verließ, um als Canonicus nach Lacroix zu gehen, litt es mich nicht mehr in jenen Umgebungen, die sich durch sein Verschwinden in eine Wüste verwandelt hatten. Ich kehrte zum Erstaunen Sir Williams nach London zurück unter dem Vorwande unbezwingbarer Sehnsucht nach meiner Tante, der guten Jane Dingley. Dort nun, o Gott, es war eine betäubende Freude, empfing ich einen Brief von ihm, den ersten, ich wußte das, er hatte es mir versprochen, da er meine Trostlosigkeit beim Abschied sah und mich zu beruhigen wünschte. Er war zwar nur in jenem Ton geschrieben, den ein Lehrer einer theuren Schülerin gegenüber wohl anschlagen darf, aber er enthielt doch auch eine so tiefe schmerzliche Klage über seine Einsamkeit, ein so heißes Verlangen nach seinem Liebling, seiner „blauäugigen klugen Stella", wie er mich nannte, „seinem fröhlichen Kinde", daß mein Herz nur von einem Gedanken erfüllt wurde: ihm nach zu ziehen.

„Damals warb auch einer meiner Jugendgespielen um mich, der Sohn meines Oheims, aber ich stieß auch diese Liebe zurück, ich war ja blind und taub und fühllos: nur den Einen sah, den Einen hörte, den Einen fühlte ich.

„Eine Zeit lang widerstand ich tapfer dem Schrei meines erregten Herzens — aber meine Briefe hatten mich ihm wohl verrathen und er wandte ein stärkeres Mittel an, um mich zu sich zu locken: einige Zeilen mit veränderter Hand zeigten mir an, daß er erkrankt sei und — ohne Pflege. Das brach meinen Widerstand — ich überredete die gute Dingley, mich zu begleiten, ich sparte weder Bitten noch Thränen — und wir reisten endlich wirklich zu ihm, dem Heißgeliebten. Was ich auf dieser Reise gelitten — wie meine Seele hin- und hergerissen wurde zwischen Todesangst und höchster Seligkeit; wie ich klar fühlte, daß ich der Entscheidung meiner ganzen irdischen Zukunft entgegeneilte, sagen keine Worte. Es giebt einen Moment in der Liebe eines Weibes,

wo sie mit vollem Bewußtsein sich in die höchsten Gefahren, in die gräßlichsten Martern stürzen würde, ja in den Schlund der Hölle selber, wenn dieselbe sich ihr als Hindernisse entgegenstellten auf ihrem Wege zum Geliebten, wo wir Alles überwinden, wenn wir *seine* Gestalt erblicken, die Arme verlangend nach uns ausgebreitet. Und wir kamen endlich an. Er empfing mich voll Staunen, aber auch voll Freude, sein Aussehen war gesünder und frischer als in Temple-House. „Die Seligkeit des Wiedersehens hat ihn gestärkt", jubelte mein Herz. Wir blieben in Lacroix. Er kam nun täglich zu uns, aber nur wie der Lehrer zu seiner Schülerin, ruhig, ernst und belehrend. Nach wenigen Monaten folgten wir ihm nach Dublin, wo man ihn zum Dechanten von St. Patrik gewählt. O, hätte ich damals auf jene warnenden und zärtlich traurigen Briefe geachtet, die eine treue Hand aus Temple-Moore zu jener Zeit an mich richtete! Es waren dringende, un-

ablässige Mahnungen zur Rückkehr, Verheißungen völliger Vergebung.

„Kommt, kommt!“ rief eine Stimme, „offene Arme und ein verzeihendes, liebendes Herz erwarten Euch.“ Aber eine andere Stimme flüsterte: „bleibe“, und ich blieb. Nahe seiner Wohnung war die meinige, und er brachte jede freie Stunde bei mir zu. Ich war glücklich, ihm Freundin und Magd sein zu dürfen. Denn das war ich ihm, mehr nicht; vor dem allsehenden Gott, vor der Welt galt ich freilich als seine Geliebte. Ich pflegte ihn, wenn er krank war, ich versuchte ihn zu erheitern, wenn er trauerte um eingebildete Verluste und fehlgeschlagene Hoffnungen; ich ließ mich schelten, wenn er mißmuthig war über geringe Erfolge seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Und warum that ich es? Weil ich ihn liebte mit aller Kraft und aller Demuth einer Frau, die noch nie liebte, und weil ich mir mit dieser Liebe das heilige Recht zu erwerben hoffte, dermaleinst seinen Namen zu tragen. Ob er mich liebte — ich wußte es nicht,

aber ich suchte es zu ergründen mit der Hartnäckigkeit und dem Muthe der echten Leidenschaft. Wir Frauen begehren es zu hören, das Wort der Liebe, zu sehen, daß man uns anbetet, zu lesen, daß man in uns sein Glück gefunden, sonst sind wir elend. Tag für Tag habe ich damals auf ein Wort der Liebe von seinen Lippen gehofft, und habe darum geworben mit der Hingebung einer Frau, deren Dasein nur von einem Gefühl erfüllt ist: von dem Gefühl einer Alles opfernden Liebe. — Vergebens. Das Wesen dieses furchtbaren Mannes blieb gegen mich so kühl und ruhig, so ganz in den Schranken freundschaftlicher, fast väterlicher Zärtlichkeit, wie am ersten Tage unserer unseligen Bekanntschaft: seine Hand liebkoste mich, wie die Hand eines Bruders die Schwester liebkost, und seine Lippen berührten zuweilen nur meine glühende Stirn flüchtiger als ein Hauch. Er pflegte mich meist in Versen anzureden, in wunderbar schönen Worten, die wie betäubender Duft auf mich wirkten, es war dies seine Gewohnheit. Ach,

ich hätte sie alle hingegeben um eine einzige jener kindischen Thorheiten, wie sie die Liebe erfindet und verschenkt.

„Der Dechant von St. Patrik und der berühmte Schriftsteller sah sich stets umringt von bedeutenden Männern. Er führte mir alle diese seine Freunde zu, und wenn er sie in seinem Hause empfing, so erschien ich an der Seite der Dingley als Gast an seiner Tafel. Ich hörte die klugen Männer reden und lernte eifrig von ihnen, weil ich wußte, daß er stolz war auf meinen Geist und meine schnelle Fassungsgabe. Swift brachte mir viele Bücher und ich las sie mit Eifer und Achtsamkeit, um ihm zu genügen, um mich fortzubilden, daß er sich nie meiner Unwissenheit zu schämen brauchte. Und es gelang mir auch, ihn in dieser Hinsicht zu befriedigen; hätte er mich wohl sonst in jenen Versen besungen, die da sagten — ach, ich behielt jedes Wort, wenn auch nicht den Reim — „Deine Zuhörer begreifen staunend nicht, woher der Schatz von Wissen und Vernunft, der, obgleich Deine

Bescheidenheit sich dagegen sträubt, doch gleich der Sonne hinter einer Wolke hervorbricht, während Deine Anmuth frei von Kunst erscheint und doch aus jeder Bewegung spricht. Sag, Stella (er nannte mich nur Stella), war Prometheus blind und irrt' er sich, Dich bildend, im Geschlecht? Nein, nur für Dich entwandt' er jenes Feuer, das eines Mannes Seele bildet, und dann Vollendung diesem Werk zu geben, schuf er die Form ihm aus des Weibes Staub, so kam's, daß Du die edlere Flamme mit dieser Schönheit der Gestalt vereinst."

„Seht! wie das thörichte Herz sie festhielt, diese schmeichelnden Laute, eben so bezaubernd wie grausam!

„Und in dieser Pein gingen die Tage hin und die Wochen, Monate, Jahre — ich war von der Welt geschieden, ich lebte nur für ihn. Und wenn ich auch zuweilen für Andere mit Anderen hätte leben wollen — die Ausführung solchen Wunsches würde eine Unmöglichkeit gewesen sein — man

hätte mich ja zurückgewiesen. Die Frauen mieden mich in verletzender Weise, war ich doch nur die Geliebte des berühmten Mannes! Man rückte sogar in der Kirche von mir weg. In einen Winkel gedrückt, wagte ich nur auf den Geistlichen zu sehen, aber auf seine Worte hörte ich doch nicht und an Gott dachte ich auch nicht, allüberall eben nur an ihn: ich hatte sonst Nichts zu denken und zu beten. Swift selbst predigte damals selten, sein Hülfsgeistlicher hieß Tisdal. Dieses Mannes sanfte Augen begegneten oft den meinen, und wenn ich, allezeit die Letzte, die die Kirche verließ, über den Friedhof ging, traf ich ihn stets und wir redeten hin und wieder ein Wort mit einander. Und zwischen den Gräbern und Kreuzen war es denn auch, als er mich eines Tages fragte, ob ich „Ihn" vergessen und verlassen und sein Weib werden wolle. Ein Schauder überkam mich da und ein wilder Zorn, daß Jemand solches auszusprechen wagen könne, und mit harten Worten wies ich den Bittenden von mir. Aber als am

Abend mein grausamer Freund kälter und finsterer denn je neben mir saß, da wallte in mir die Ungeduld der Verzweiflung auf und ich erzählte ihm mit lachendem Munde, daß Tisdal um mich geworben und daß ich ihn wohl heirathen möchte, sofern er mir dazu rathe. Ach, er ahnte nicht, wie mir das Herz klopfte bei dieser wahnsinnigen Rede und welche Antwort ich ersehnte, und daß ich mich eher getödtet, als einem andern Manne gefolgt wäre. Ich wagte kaum, zu ihm aufzusehn. Da richtete er denn seine Augen durchdringend auf mich und antwortete: „Heirathe ihn, er wird Dich glücklicher machen als jeder Andere. Verlaß mich! Ich bin dazu geboren, Alle diejenigen elend zu machen, die mich lieben, und sie von mir zu treiben. Auch Du wirst von mir gehen, Stella, und ich werde verlassen sterben.“ — Und ich umfaßte seine Kniee und bat ihn, mich fernerhin in seiner Nähe zu dulden. Ich mußte das bitten, Belton, denn ich hatte Liebe in seinem Blick gelesen und seine Stimme hatte gebebt wie von verhaltenen Thränen.

„Er war häufig krank — ich habe ihn gepflegt, wie eine Mutter ihr Kind, wie ein Weib den Geliebten, wie eine Sklavin ihren Herrn. Und zum Dank dafür — dichtete er wunderschöne Verse — wollt Ihr ihren Inhalt wissen? „Nur Dir verdank ich's", sang er, „daß ich diese Leiden ertragen kann. Gleich einer Sklavin pflegst Du voller Demuth mich. Und wenn ich unerträglich rase — wenn wilder Jähzorn aus mir tobt, wenn Galle jedem Wort entströmt *), dann stillet sie durch sanfte Liebesworte mir das Herz, löscht meiner Leidenschaften Gluth mit ihren Thränen. So thut sie, wenn sie gleich, wie's offenbar, des Beistands mehr bedurft', als ich. Nur meine Leiden fühlet sie allein und ist für sich der Stoicismus selbst. O zeigt mir unter Männern eine Seele, die gleich der ihrigen so sanft und doch so feste sich bewähre." — Klingt das nicht schön? Und findet Ihr es nicht anmaßend, daß ein

*) Wörtlich aus dem Original übersetzt.

thörichtes Frauenherz noch nach einem anderen Lohn schrie Tag und Nacht?

„Vielleicht mochte ihn mein bleiches Gesicht, meine Unruhe und Trauer zum Mitleid bewegen — zuweilen geschah es, daß er mich einen Augenblick in seine Arme zog und mir mit seiner berauschenden Stimme zuflüsterte: „Harre geduldig, süßes Kind, der Lohn wird nicht ausbleiben!“

„Die gute Dingley hatte längst meine kleine Aussteuer angefertigt, sie ließ sich das nicht nehmen. Im ersten Jahr, als wir ihm nach Dublin gefolgt waren, gönnte sie sich keinen Augenblick Ruhe deshalb: „Er ist Dechant von St. Patrik, er kann Dich jeden Tag heirathen, mein Kind“, sagte sie. Im zweiten Jahre legte sie wohl zuweilen die fleißigen Hände in den Schoß und schaute mich kummervoll an, im dritten warf sie wohl einmal die Arbeit heftig bei Seite oder verließ das Zimmer, wenn er eintrat. Im nächsten hat sie aus übergroßer Sorge um mich einmal mit ihm geredet, und er hatte ihr eine jener

so meisterhaft gesetzten Antworten gegeben, die den Hörer zuerst verwirren und dann trösten, obgleich nicht ein Fünkchen Trost in ihnen enthalten. „Ich erlebe Eure fröhliche Hochzeit noch“, sagte sie nachher zu mir und nähte wieder fleißiger. — Acht lange Jahre hielt sie bei mir aus, die treue Seele, aber im letzten bestürmte sie mich mit Bitten und Thränen, ihn zu verlassen. „Du darfst nicht allein bleiben bei ihm, wenn ich sterbe — er mordet Dich!“ sagte sie. — Aber ich war an ihn gekettet, ich konnte nicht sein ohne ihn, fern von ihm. Nur die Luft, in der er athmete, war jene, in der ich zu leben vermochte. Und so starb sie denn mit einem Fluche für den Zauberer auf den Lippen. Ich küßte ihn hinweg, und so hat er mich getroffen. — Und nun kommt die dunkelste Stelle meiner Geschichte: Herzog, gebt mir diese beschriebenen Blätter vom Tische herüber, Ihr mögt sie später lesen, wenn Ihr allein seid, es sind seine Briefe. Es war in den Jahren 11 und 12, als Swift von den

irländischen Prälaten mit einem Anliegen an die Regierung nach London geschickt wurde, man wählte ihn als den Klügsten und Gewandtesten, eine schwierige Angelegenheit zu ordnen. Zwei Jahre lang blieb ich von ihm getrennt. Er hatte mir eine andere Gefährtin gegeben, ein stumpfes, schwaches Geschöpf, das ihm blind ergeben war; mit ihr lebte ich und verging fast vor Sehnsucht nach ihm. Aber ich verzweifelte nicht trotz dieser langen Trennung — ich hatte ja seine Briefe, ich durfte ihm ja schreiben! O, diese Briefe! Les't sie und Ihr werdet gestehen müssen, daß es nichts Bestrickenderes gab, als eben sie, und doch, wenn ich sie jetzt lese, wo Herz und Leben durch seinen Verrath gebrochen, wie anders erscheinen sie mir: wie so vorsichtig und klug! Keines seiner Worte konnte als ein Versprechen gelten, und doch erschienen sie so; keines sagte klar: ich liebe dich, und doch war jeder Brief eine verhüllte, leidenschaftliche Erklärung; Gluth sprach aus seinen Bildern, und doch war ein ewiger

Winter in seinem Herzen — jetzt erkenn ich's — der auf diesen Blättern lag, damals aber waren meine armen Augen geblendet.

„In London lernte Swift die schöne, reiche und vielbewunderte Esther Vanhomright kennen. Auch eine Esther! Und wie er mir den Namen Stella gab, um mich zu feiern, so nannte er sie Vanessa. Er besuchte das Haus ihrer Mutter oft und zuletzt täglich. Sein berühmter Name, sein Stand, machten ihn dort zu einem gefeierten Gaste. Das lebhafte, reizende Mädchen von kaum zwanzig Jahren ließ ihn sehr bald die bleiche vergrämte Stella vergessen. Er beschäftigte sich ausschließlich mit ihr und erbot sich, ihre Studien zu leiten. Ach, Esther unterlag noch viel schneller dem Zauber seines Geistes, der Gewalt seiner Rede, als einstmals die arme Stella, denn sie war ein Geschöpf voll noch leidenschaftlicherer Empfindung und glühendster Phantasie. Sie liebte diesen Dämon mit dem Gesicht eines Satyr, und den Augen eines Lucifer, wohl nicht tiefer und

treuer als Stella, aber heftiger und ungeduldiger. Und er sah diese Liebe emporschlagen, er schaute in diese Flammen und wehrte ihnen nicht, ja er schürte dies Feuer durch die bestrickendsten Verse, die er für sie dichtete. Unter dem Namen Vanessa feierte er sie, wie noch Keiner sie gefeiert, er legte ihr die feinsten geistigen Huldigungen zu Füßen, er umgab sie mit einer berauschenden Atmosphäre von Geist und Leidenschaft, so daß sie unter all den jungen und aufrichtigen Bewunderern ihrer Schönheit zuletzt eben Keinen sah, als ihn allein.

„Täglich erwartete sie, wie einst ich, eine Erklärung seiner Liebe, sie erlag fast dem Fieber dieser Erregung; mit Zittern und Erglühen sah sie ihn kommen, mit erstickten Thränen entließ sie ihn. Und wer möchte es glauben, daß seine Lippen in den beiden langen Jahren kein entscheidendes Wort gesprochen! Wohl aber zwang er durch seine teuflischen Künste das leidenschaftliche Mädchen zum vollen Geständniß ihrer Liebe — sie war es, die ihm endlich Herz, Hand und Vermögen bot. Und Er? Seine

Seele triumphirte, sein Wesen blieb ruhig und ernst, er redete geheimnißvoll von dunkeln, noch nicht zu besiegenden Verhältnissen und — bot ihr seine ewige Freundschaft an.

„Gleich darauf und ohne eine Antwort abzuwarten, reiste er nach Irland zurück. Ich empfing ihn mit einer Freude, die jedes andere Herz gerührt hätte — das seine blieb kalt, wie immer. Zwar gab er sich den Anschein, als ob auch er beseligt sei, mich wiederzusehen, wieder meine Liebe und Sorge zu fühlen, aber seine erste Arbeit war — ein Gedicht an jene andere Esther: Cadmus und Vanessa. Er schilderte sich darin in hinreißenden Versen als einen Liebenden, von Melancholie und Sehnsucht verzehrt — er lag vor ihr auf den Knieen. Und Esther? Nun, ihr armes Herz richtete sich an diesen glühenden Worten wieder auf wie eine Blume, die der Sonnenschein wieder trifft, wenn der Regen sie niedergeworfen. Sie schrieb ihm die glühendsten Briefe; ich habe einige dieser Herzensergüsse später gelesen, Herzog,

und wenn es auch Briefe einer Nebenbuhlerin, so habe ich Thränen vergossen über sie, denn ich begriff, wie dies heiße Herz leiden mußte. Er schrieb ihr wieder; sie selbst war es, die mir eines Tages seine Briefe zeigte. O, ich kannte diese Art zu schreiben, diesen Hauch, der über dem Blatte hing, der uns betäubte mit seinem feinen, giftigen Duft, diesen Ton, der Alles zu sagen schien und doch Nichts sagte, diese Worte, die ihm keinerlei Verpflichtungen auferlegten und uns keinerlei Rechte einräumten, und doch das Feuer unserer Liebe schürten und die Gluth unseres Verlangens nach seiner Nähe wach erhielten. Doch Ihr fragt, wie ich zu diesen Briefen — wie ich zu der Bekanntschaft mit Esther kam. Hört weiter! Man sagt von der echten Liebe, sie habe die Augen eines Adlers. Meine wachende angstvolle Liebe bemerkte denn auch gar bald eine seltsame Unruhe, eine ungewöhnliche Zerstreutheit an meinem Peiniger. Er vermied in auffallender Weise mit mir allein zu sein. Jene Frau verließ uns, offenbar

auf seinen Befehl, keinen Augenblick. Welche Tage und Nächte ich verlebte, zerrissen von den Qualen einer geheimen Eifersucht, die nach einem Gegenstande späht, wie vermöchte ich's Euch zu schildern? Die beständige Gegenwart meiner Hüterin machte jede Frage und Erklärung unmöglich, und wenn ich meinen Dämon zuweilen leise in ausbrechender Verzweiflung bat, mich einen Augenblick allein anzuhören, küßte er mir die Hände und beschwor mich, ruhig zu bleiben. Er versuchte mir vorzustellen, daß es besser sei für uns Beide, jedes Alleinsein zu vermeiden, er bat mich, noch eine Zeit lang ruhig zu bleiben, Alles solle sich erhellen und wenden, was mich jetzt bedrücke — nur um Geduld flehe er. „Kannst Du nicht geduldig bleiben um meinetwillen, nun so verlaß mich“, schloß er. Und ich blieb geduldig und verließ ihn nicht — denn ich liebte ihn. Meine Gesundheit allein wurde ungeduldig und brach endlich zusammen — ich erkrankte.

Eine Jugendfreundin, eine Verwandte jenes

Mannes, der mich einst geliebt — ach, sie starb kaum ein Jahr nach ihrem Besuche bei mir — kam von London herüber, um mich zu pflegen. Gott weiß, woher sie meinen Zustand erfahren. Sie ahnete mein inneres Elend, obgleich ich vor ihr eine heitere und zufriedene Miene anzunehmen suchte. Eines Tages begann sie mir liebevolle aber ernste Vorstellungen zu machen, daß ich in Dublin bliebe, als die Geliebte des Dechanten. Sie erinnerte mich an meine todten Eltern, die ihr Kind einst so sehr geliebt, an alle meine Verwandte und Freunde, von denen ich mich abgewendet, und von dem Schmerz Aller, mich in solch unehrenhafter Stellung zu wissen. Ach, ich hörte ihr stumm zu, kein einziges Wort des Widerspruchs kam über meine Lippen. Auch von dem frevelhaften Zuwiderhandeln gegen Gottes heilige Ordnung und Gesetz redete sie, jener Ordnung, die das Weib zur Gefährtin des Mannes nur dann bestimmt, wenn das Band der Kirche sie verbunden. Das Alles machte mich elender und aufgeregter,

ich wurde immer kränker. Das schien meinen Quäler endlich doch zu beunruhigen. Eines Tages, als auf seine wiederholte Bitte, mich sehen zu dürfen, ihm immer wieder der Bescheid wurde, ich sei zu schwach dazu, ließ er meine Freundin zu sich kommen. Was sie zusammen geredet, ich habe es nie erfahren, aber das Resultat jener Zusammenkunft hätte mich fast getödtet, so freudig erschreckte es mich. Swift ließ mir nämlich, um „mein Gewissen zu beruhigen“, seine Hand antragen, aber unter der Bedingung, daß die Trauung geheim gehalten und unser Leben genau so weiter geführt werde wie bisher, auch daß ich in meiner Wohnung verbleiben müsse.

„Und ich gebe Euch mein Wort, Herzog, daß ich nicht einen Augenblick an die Härte und Grausamkeit jener Bedingungen dachte, als man sie mir mittheilte, nur an die Seligkeit, sein W e i b heißen, seinen Namen tragen zu dürfen. Nicht mehr die verachtete Esther Johnston — die geehrte Stella Swift. — Dies Gefühl war es, das

mich in der kurzen Frist von wenigen Tagen stark genug machte, mit dem angebeteten Manne an den Altar zu treten, zwar todtenbleich und bebend, aber doch wie von Flügeln getragen. Kurz vor der Trauung sagte er mir einige kalte Worte, deren Sinn ich nur halb begriff, die mich aber erschreckten und betäubten. O, Frank Belton, mein heißersehnter Hochzeitstag war — der gräßlichste meines ganzen Lebens, und als er vorüber, da wünschte ich lieber, noch Esther Johnston zu sein, die keine Rechte an ihn haben durfte, als Stella Swift, die seinen Namen trug und — nicht sein Weib war. Ein Freund Swifts, Doctor Ashe, traute uns, und nach der Ceremonie, als mein Gatte mir die kalte zitternde Hand geküßt, reiste er, angeblich in Amtsgeschäften, nach Celbridge ab und wir sahen uns von jenem Tage an nie wieder allein.

„Bis zu jener Zeit war meine eifersüchtige Angst vor einer Nebenbuhlerin nur eine Ahnung gewesen; es konnte Niemand vorsichtiger sein als

Swift, ich entdeckte nie das Geringste, was meiner immer wachsenden Sorge einen haltbaren Grund hätte geben können. Seine häufigen Reisen nach Celbridge aber sollten zur Entdeckung des vollen Umfangs meines Elends führen. Sie beunruhigten mich immer mehr, besonders da es mir schien, als ob er allezeit kälter und zerstreuter von dort heimkehre. In der Verzweiflung wird das Frauenherz muthig und besonnen. Ich faßte einen Entschluß. Unter dem Vorwande, meine längst wieder zurückgekehrte Jugendfreundin in London zu besuchen, gelang es mir, meine Hüterin zu täuschen — ich folgte meinem Manne am Tage nach seiner Abreise nach Celbridge. Die Postkutsche, die mich zum Ziele führte, hielt in der sechsten Abendstunde vor dem ärmlichen einzigen Gasthause des Orts. Ich hatte den Muth, seinen berühmten Namen zu nennen, nach ihm zu fragen. „Ich bin seine Schwester und habe eine wichtige Mittheilung für ihn“, sagte ich. „Gebt mir ein Zimmer, wo ich auf ihn warten kann!“ — „Dann rathen wir Euch, entweder

oben in seinem Zimmer ein paar Stunden zu schlafen oder nach Merley Abbey zu gehen, denn er pflegt von dort vor Mitternacht nie heim zu kommen", lautete die Antwort.

„Wer wohnt dort?" fragte ich weiter, aber meine Augen sahen nichts mehr und mein Herz schlug, daß es mir den Athem nahm.

„Die reichen Schwestern Vanhomright aus London, Merley Abbey gehört ihnen. Die Jüngste ist krank seit dem Tode der Mutter, die Aelteste aber —, nun, da Ihr die Schwester des Dechanten seid, werdet Ihr so gut wissen wie wir, daß sie seine Gemahlin werden wird."

„Die Kniee brachen fast unter mir, aber ich versuchte doch zu lächeln und nickte. „Einen Augenblick laßt mich in seinem Zimmer Rast halten, ich bin etwas erschöpft", sagte ich endlich, „dann gebt mir einen Führer nach Merley Abbey."

„Wenige Minuten darauf war ich in seinem Zimmer.

„O, Belton, Ihr wißt nicht, was das für

eine Frau sagen will: das Zimmer dessen, den sie liebt, zu betreten, den Raum, in dem er wohnt, träumt, denkt! Mit welcher Freude, mit welcher Scheu, mit wie vielen heimlichen Fragen schauen wir uns um, wie geheiligt ist jede Stelle durch das Bewußtsein, daß der Geliebte sie berührt. Da ist das Fenster — *seine* Hand hat es gewiß oft in die Höhe geschoben, wir legen verstohlen unsere Hand auf denselben Platz. Dort ein Sessel. Das theure Haupt lag wohl zurückgebeugt an der hohen Lehne, vielleicht müde und gedankenschwer — wir senken unsere Stirn, um diese Ruhestelle zu berühren. — Ich trat in *sein* Zimmer, aber nicht mit diesen Empfindungen, Herzog, sondern mit der Angst einer Verbrecherin. Kaum wagte ich, mich umzusehen. Sein Ueberkleid war auf das Bett geworfen, der Mantelsack mit seinen Kleidern stand geöffnet. Er mußte eilig gewesen sein, hinaus nach Merley zu kommen, auf dem Tische lagen allerlei Bücher, Stifte und Papiere wirr durcheinander, und er war doch sonst so vorsichtig

und ordnungsliebend. Ich setzte mich und starrte darauf hin, ohne einen bestimmten Gedanken, nur mit dem Gefühl eines entsetzlichen Schmerzes tief im Herzen oder im Kopfe — ich wußte das nicht ganz klar. Nachher nahm ich mechanisch, es war so meine Gewohnheit, das unordentlich Daliegende und versuchte es zurecht zu schieben. Ein Buch fiel mir dabei aus der zitternden Hand auf den Boden, und als ich es aufhob, lag ein beschriebenes Blatt vor mir. Die Handschrift war fein und unruhig — ich wußte auf den ersten Blick: es war die Handschrift einer Frau. Einen Augenblick schwankte ich, ob der Brief zurückzulegen sei, eine Stimme sagte mir: du wirst sterben, wenn du dies liest! und trotz meines Elends wollte ich ja noch leben, denn ich trug ja seinen Namen, es war ja Nichts da, was mich von ihm reißen konnte. Im nächsten Moment aber nahm ich doch das Blatt — und las. Hier ist es, Herzog, seit jenem Tage trage ich's Tag und Nacht bei mir. Jedes Wort ist eingebrannt in meinem Gehirn, ich lese eben diesen Brief

in einer Stunde wohl tausend Mal, doch ohne einen Buchstaben von ihm zu sehen. Les't ihn und laßt mich während dessen ausruhen." — Und der Herzog von Belton las folgende, von Thränen halbverlöschte Worte:

„Sie heißen mich ruhig sein und versprechen mich so oft zu besuchen, als es nur möglich ist. Sie hätten besser gethan zu sagen, so oft es Ihnen möglich wäre,*) oder so oft es Ihnen einmal einfiele, daß eine Person wie ich in der Welt sei! Wenn Sie fortfahren, mich so zu behandeln, wie Sie es jetzt thun, so werde ich Ihnen nicht mehr lange lästig sein. Es ist unmöglich, zu beschreiben, was ich gelitten habe, seit ich Sie zuletzt sah; ich bin gewiß, daß ich die Folter selbst leichter hätte ertragen können, als diese tödtenden, ja *tödtenden* Worte aus Ihrem Munde. Einige Male war ich entschlossen zu

*) As often as you could get the better of your inclination so much. (Im englischen Original.)

sterben, ohne Sie wiedergesehen zu haben, doch diese Entschlüsse dauerten zu Ihrem Unglück nicht lange, denn es ist ein Etwas in der menschlichen Natur, was uns antreibt, immer wieder in dieser Welt unsere Hülfe zu suchen. Ich muß ihm folgen und Sie daher bitten, mich zu besuchen und freundlich mit mir zu sprechen, denn ich bin versichert, Sie würden gewiß Niemand in der Welt dazu verurtheilen, das zu leiden, was ich gelitten habe, wenn Sie nur wüßten, wie es ist. Ich schreibe Ihnen dies aus der einzigen Ursache, weil ich es Ihnen nicht sagen kann, wenn ich Sie sehen sollte, denn sobald ich zu klagen beginne, werden Sie zornig und dann liegt in Ihrem Blicke etwas so Furchtbares, daß es mich plötzlich verstummen macht. O möchten Sie doch noch so viel für mich fühlen, daß diese Klagen Ihre Seele mit Mitleid erfüllten. Ich sage so wenig, wie ich nur sagen kann! Wüßten Sie nur Alles, was ich denke und fühle, gewiß, es würde Sie rühren! Vergeben Sie mir und glauben Sie,

ich kann nicht anders, ich mußte Ihnen dies sagen und — leben! Esther."

Schweigend, die Lippen fest zusammengepreßt, legte Belton diese Zeilen wieder in Stella's Hand. Eines Athemzuges Dauer begegneten seine Augen den ihren voll so tiefen Mitleids, daß sie ihre Thränen aufsteigen fühlte vor diesem warmen Blick. Sie schloß die Augen, faltete die Hände um den verhängnißvollen Brief und sprach leise und langsam weiter.

„Vielleicht eine Stunde, nachdem ich diese Worte gelesen, meldete mir die Wirthin einen Führer nach Merley Abbey. „Ihr habt wohl fest geschlafen, denn ich klopfte zu verschiedenen Malen an Eure Thür, ohne daß Ihr mir Antwort gegeben! Ich habe mir endlich das Herz gefaßt, zu Euch hineinzugehen", sagte sie. — Ob ich wohl geschlafen hatte?!

„Ein Knabe war es, der mich nun nach Merley Abbey geleitete.

„Der Weg dahin mochte wohl schön sein, ich

erinnere mich, daß wir lange Zeit zwischen blühenden Hecken dahingingen, der Himmel war blau, die Luft mild, der Hänfling sang so süß und die Lerche trillerte hoch über mir. Ein dumpfes Bewußtsein hatte ich aber nur von all diesen Herrlichkeiten. Ich ging so schnell, daß der Knabe mir kaum zu folgen vermochte. Ich höre noch seinen keuchenden Athem hinter mir. Aber ich hatte in dieser Stunde kein Erbarmen mit ihm — mit Niemand. Sterbende hätten am Wege liegen und um eine Berührung meiner Fingerspitze flehen können, um wieder zu leben, ich wäre nicht stehen geblieben bei ihnen. Nur einen Augenblick hielt ich an, von jähem Schrecken geschüttelt, — der Knabe hatte meinen Arm gefaßt und mit den Fingern seitwärts zeigend, sagte er: „Da ist Merley Abbey." Ich starrte hin. Da lag ein graues, trauriges Gebäude, halb wie ein Schloß, halb wie eine Abtei. Ein Garten umzog es, die vielen Lorbeerbäume, die dort wuchsen, gaben ihm aber ein feierliches, fast finsteres Ansehen. Die Garten-

pforte stand offen. Hier schickte ich den Knaben zurück und trat hinein. — Schmale verschlungene Wege führten in eine grüne, lautlose Einsamkeit. Die ersten Rosen blühten schon und der Jasminstrauch durchdrang die Luft mit betäubenden Düften. Ich mußte tief und wiederholt aufathmen. Die Entscheidung war da — noch wenige Schritte und ich wußte Alles; werdet Ihr mir glauben, daß mein armes Herz noch einmal zurückbebte, und daß ich im Begriff war umzukehren — ja, daß ich heiß bereute, hierher gekommen zu sein? Aber ich ging dennoch weiter wie im Traume, es war, als müsse ich eben wandern, so lange mich meine Füße trügen. Da schlug plötzlich der Ton einer Stimme an mein Ohr, es war eine volle, leidenschaftliche Frauenstimme, die eine heftige Frage that, die ich nicht verstand. Ehe die Antwort erfolgte, stand ich still, der Richtung des Klanges folgend, und sah durch die Aeste und Zweige eines dichten Gebüsches gerade in eine Laube hinein. Sie war durch zwei niedere Bäume gebildet. Ein

Tisch und zwei Sitze standen darin. Den einen hatte ein Mann eingenommen, den andern ein hochgewachsenes Weib. Ich starrte in ein bleiches, edles Frauenangesicht, mit flammenden schwarzen Augen. Ein seliges Lächeln theilte eben ihre Lippen; denn der Mann neben ihr hatte ihre Hände ergriffen und bedeckte sie mit Küssen. Er flüsterte ihr eben in jenem Tone, wie ich ihn nur von dem Einen hörte, und in der Lieblingssprache dieses Einen, der französischen, folgende Worte zu: „Soyez assurée, ma belle amie, que jamais personne au monde n'à été aimée, honorée, estimée, adorée par votre ami que Vous!“

„Es waren dieselben, genau dieselben Worte, mit denen er mein gemartertes Herz so oft zur Ruhe gesprochen.

„Ein Schrei entfuhr meinen Lippen und ich trat einen Schritt vor mit dem verzweifelten Ruf: „Glaubt ihm nicht, er log Euch wie mir.“ — Was dann geschah, weiß ich nicht deutlich bis zum Ende. Sein Blick ruhte auf mir mit einem Ausdruck

von furchtbarer Wuth und Verachtung, aber wie sehr ich diesen Blick einst gefürchtet, er erschreckte mich nicht mehr. Ich zog meinen Trauring vom Finger und sagte: „Nehmt ihn hin, armes Kind, um zu leiden, wie ich gelitten. Meine Rechte an ihn gebe ich in dieser Stunde auf für alle Ewigkeit, so wahr mir Gott helfe."

„Dann fiel es wie ein schwarzer Schleier über mich — ich sah, hörte und fühlte Nichts mehr. Als ich die Augen wieder aufschlug, sah ich das bleiche, schöne Frauengesicht über mich gebeugt mit dem Ausdruck mitleidiger Sorge. Ich lag auf einem Bette. Eine Lampe brannte auf einem Tische an der Seite, die Vorhänge waren herabgelassen, draußen mußte es wohl ganz dunkel sein.

„Er ist doch nicht mehr hier?" war meine erste angstvolle Frage. Sie schüttelte wild den Kopf und zwei weiche Hände drückten mich in die Kissen zurück. Aber ich richtete mich auf und unsere Augen begegneten sich nun in einem langen,

tiefen Blick. Dann hob ich unwillkürlich meine Arme und schlang sie um den Nacken meiner Nebenbuhlerin. „Arme Esther", seufzte ich."

„Ich brauche kein Mitleid", antwortete sie hart, „aber sobald Ihr Euch erholt habt, müßt Ihr mir Alles erzählen. Ich hasse Euch nicht, denn ich weiß, daß Ihr gelitten habt durch ihn, wie ich litt, und der tausendste Theil solches Leidens ist eine Buße für jede, selbst die schwerste Sünde. Aber Ihr lebt und werdet Euer Elend tragen, ich aber werde daran sterben. Ihn verachten zu müssen, ist mein Tod, und ich verachte, ich hasse ihn jetzt so sehr, wie ich ihn geliebt. An meiner unseligen Liebe sollte ich nicht sterben, an dem Haß werde ich zu Grunde gehen, das fühle ich, — aber mein letzter Seufzer sei eine Verwünschung für ihn. Erzählt Alles, verschweigt Nichts!" —

„Und ich verschwieg ihr auch Nichts, und so haben wir uns eine ganze lange Nacht hindurch unser Leid geklagt, uns Alles gestanden, wie er uns gemartert, der Grausame, Herzlose, wie er

uns betrogen und — wie sehr wir ihn geliebt. Auch seine Briefe ließ sie mich lesen — o, es war eine traurige Nacht, der Tod ist Seligkeit gegen solche Nacht, Herzog. Und am nächsten Tage war ich es, die am Krankenbett Esthers saß. Sie ward von einem hitzigen Fieber ergriffen und erlag der furchtbaren Gewalt der Krankheit oder vielmehr ihres Herzeleids in der neunten Nacht. Und es geschah, wie sie vorausgesagt — ihr letztes Wort war ein Fluch für ihn. Ihre arme kranke Schwester erfuhr ihren Tod nicht mehr, sie lag bereits ohne Besinnung als Esther starb, und man begrub die Beiden an einem Tage.

„Ich kehrte nicht nach Dublin zurück; ich blieb so lange in Merley Abbey, bis sich mir in London eine Zufluchtsstätte erschloß. In der Weltstadt allein fühlte ich mich sicher vor ihm — verloren wie ein Tropfen im Meere. Als sich mir aber mit jedem Briefe eine Thür mehr verschloß, wagte ich's, an Euch zu schreiben. Eure Antwort war der erste Lichtstrahl, der in mein

Leben fiel — und so kam ich denn, um unter Eurem Schutze zu sterben."

Stella Swift hatte ihre Geschichte mit sichtlicher Anstrengung beendet. Ihr Gesicht war todtenbleich geworden, ihre Hände zitterten.

„Sorgt Euch nicht", sagte sie leise, als sie den kummervollen Ausdruck in den Augen ihres Zuhörers gewahrte, „es war mir eine Wohlthat, diese Last vom Herzen zu wälzen. Ich bin glücklich darüber, daß Ihr Alles wißt! Ihr werdet mich morgen heiterer wiederfinden. Habt noch eine Weile Geduld mit mir. Sobald der Dechant London verlassen, suche ich Elisabeth Thomas auf, die einst einige Monate in Temple-House lebte und die auch geweint hat um eine verrathene Liebe, und bleibe bei ihr bis zum Ende. Nur jetzt schützt mich noch — nicht wahr, er wird, er kann diesen meinen Versteck nimmer entdecken. O, Belton, wenn ich ihn hier eintreten sähe!" Sie hatte sich aufgerichtet, die ganze Gestalt bebte, die Lippen entfärbten sich. „Ich fürchte mich so

vor ihm!" stammelte sie und blickte mit der Todesangst eines verlassenen Kindes in den dunkeln Winkel neben dem Fenster, — „es ist zuweilen, als sähe ich ihn leibhaftig vor mir stehn", murmelte sie schaudernd, „er sieht mich an mit demselben Blick, der mich damals in der Laube der Merley Abbey besinnungslos zu seinen Füßen warf."

„Ich will Eurem Mädchen klingeln — gute Nacht, Stella", sagte Belton, indem er sich erhob. „Ruhe thut Euch Noth. Und sorgt Euch nicht, ich wache über Euch und im Himmel könntet Ihr nicht sicherer sein als hier, in diesem Versteck, in diesem kleinen Hause in Klein Chelsea. Es ist doch keinerlei Lärm in der Nachbarschaft, der Euch beunruhigt?"

„O nein. In dem anstoßenden Hause höre ich oft singen, und ich muß dann die Fenster öffnen, um dieser Stimme willen. Es ist eine Mädchenstimme, aber ich hörte nie Schöneres. Ich denke an meine schuldlose, frohe Jugend, wenn ich sie höre, an die Veilchen in Temple

Moore; Gott segne diese Stimme! Betty sagt, die Sängerin sei ein halbes Kind, die Tochter eines deutschen Musikanten. Ich sitze oft lange hinter den Fenstergardinen, sie zu sehen, noch ist's mir nicht gelungen. Ihr habt also das Beste für mich ausgesucht, Herzog. Und nun gute Nacht, ich höre den schweren Schritt der guten Betty!"

In tiefe Gedanken versenkt trat der Herzog den Heimweg an. Diese Frau, die so plötzlich in sein Leben getreten war, beschäftigte ihn mehr, als ihn bisher eine Frau je beschäftigt. Ihre Erscheinung — er erinnerte sich des reizenden fröhlichen Mädchens in Temple Moore noch so lebhaft — war in seine Jugenderinnerungen verwebt, neben der hohen Gestalt seiner angebeteten Mutter sah er die zierliche Esther Johnston unter den schattigen Bäumen des Parks auf und nieder wandeln. Wie lieb hatte die edle Frau jene heitere „Kleine"!

„Du wirst später zu mir kommen, wenn

Alice sich verheirathet, ich werde dann für Dich sorgen und Du sorgst für mich; Du bist eine Gefährtin, wie ich sie mir wünsche", hatte sie ihr wiederholt gesagt, er wußte das. Sie starb ein Jahr, nachdem sie dies Versprechen gegeben, und der Sohn vergaß in dem Strudel eines Lebens in der großen Welt Esther Johnston. Erst der Brief der Bedrängten, so lange, lange Zeit nachher, rief jene Worte und mit ihnen helle, sonnige Tage in sein Gedächtniß zurück.

Welche innere und äußere Erlebnisse lagen dazwischen!

Was war aus dem wilden, glücklichen Knaben geworden — was aus der sorglosen Esther?!

Ihre Zeilen von Merley Abbey aus hatten damals nur kurze Andeutungen gegeben, aber sie genügten, um Frank Belton mit dem tiefsten Mitleid für sie und dem lebhaftesten Wunsche, ihr eine Zufluchtsstätte zu bereiten, zu erfüllen. Es war ihm eine wehmüthige Freude, im Sinne seiner Mutter an ihr handeln, für sie sorgen zu können.

So schrieb er ihr auch warm und dringend und forderte sie auf, sofort nach London zu kommen, wo er ein kleines stilles Haus in Chelsea für sie gemiethet.

Ganz rein waren vielleicht Anfangs die Beweggründe nicht, die ihn trieben, seine ganze Sorge der Leidenden zuzuwenden. Das Geheimnißvolle der ganzen Angelegenheit hatte ihn sehr gereizt. Wie ein frischer Wellenschlag erschien ihm diese Unterbrechung seines wechselvollen und doch so einförmigen Lebens. Er brachte gar bald fast alle seine Abende in der Gesellschaft jener gebrochenen, kranken Frau zu, deren Geschichte jetzt heiß und heißer den einen Wunsch in ihm aufsteigen ließ, auch einmal so selbstvergessend, so opferwillig, so treu, so geduldig und glühend geliebt zu werden, wie diese Frau den elendesten, grausamsten aller Männer geliebt.

Ach, er fühlte ja die Kraft in sich, solche Liebe zu erwidern, mit der vollen Leidenschaftlichkeit eines Herzens, das trotz allem Bösen, das

man ihm nachsagte, bis zur Stunde von der höchsten Liebe nur — geträumt, und das sich nach ihrer wirklichen warmen Erscheinung sehnte, mit einer Heftigkeit, die ihn oft erschreckte. „Verdienst du sie noch zu finden?“ so fragte er sich doch immer und immer wieder, zagend und hoffend zugleich. Und während dessen spotteten seine Freunde und Feinde laut und leise über die neue geheimnißvolle „Geliebte“ des leichtsinnigsten und unbeständigsten aller Männer.

So schrieb
forderte sie
wo er ein
gemiethe
Ge
wegg
der
de
?

M

Druck von August Grimpe in Hannover.